

Gustave Flaubert
Bouvard und Pécuchet
Roman

Herausgegeben,
aus dem Französischen übersetzt und annotiert
von Hans-Horst Henschen



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Einbandgestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 978-3-8353-3108-2

Inhalt

I [Freundschaft und frühes Leid]	7
II [Ackerbau, Hortikultur, Schnapsbrennerei]	28
III [Chemie, Medizin, Astronomie, Geologie]	68
IV [Archäologie, Keltistik, Geschichte]	113
V [Literatur, Theater, Ästhetik und Kritik]	149
VI [Revolution, Politik, Ökonomie]	173
VII [Venus]	205
VIII [Gymnastik, Esoterik, Philosophie]	217
IX [Theologie, Pädagogik I]	269
X [Pädagogik II, Malerei, Ethik, Rechtspflege]	310
Schlussfragment [Der künftige „Weltlauf“ – „rosig“ oder „düster“?]	349



Anmerkungen	355
Appendix: „Königsmörder“	433
Hans-Horst Henschen:	
Ideenfriedhof. Nichts als Flöhe und Läuse!	443
Zu dieser Ausgabe	459

Da eine Hitze von dreiunddreißig Grad herrschte, lag der Boulevard Bourdon völlig verödet da.

Etwas tiefer erstreckte sich in gerader Linie der tintenschwarze Wasserspiegel des Kanals Saint-Martin in den Grenzen seiner beiden Sperrschleusen. Auf halber Strecke lag ein mit Holz beladener Frachtkahn vor Anker, und an der Uferböschung türmten sich zwei Reihen Fässer.

Jenseits des Kanals schnitten die Lücken zwischen den von Speicherschuppen zerteilten Häuserzeilen azurblaue Felder aus dem weiten, wolkenlosen Himmel, und der Widerschein der Sonneneinstrahlung tauchte die weißen Fassaden, die Schieferdächer und die granitenen Quais in grellen Glanz. Aus der Ferne drang ein verworrenes Rauschen in die laue Luft, und die ganze Szenerie wirkte in der Sonntagsruhe und der Trostlosigkeit brütender Sommertage wie erstarrt.

Zwei Männer tauchten auf.

Der eine kam von der Bastille, der andere vom Jardin des Plantes. Der größere, ganz in Leinen gewandet, ging mit in den Nacken geschobenem Hut, die Weste aufgeknapft und die Halsbinde in der Hand. Der kleinere, dessen Rumpf in einem kastanienbraunen Gehrock steckte, barg den Kopf unter einer Kappe mit spitzem Schirm.

Auf halber Strecke des Boulevards angekommen, nahmen sie gleichzeitig Platz, auf ein und derselben Bank.

Um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, setzten sie ihre Kopfbedeckungen ab, die jeder neben sich legte, und der kleinere bemerkte im Hut seines Nachbarn den Namenszug *Bouvard*, während der andere in der Kappe des einzelgängerischen Privatmannes im Gehrock unschwer das Wort *Pécuchet* entzifferte.

»Schau an!«, sagte er, »wir haben beide denselben Einfall gehabt, nämlich unsere Namen in die Kopfbedeckungen einstickten zu lassen.«

»Gott behüte, man könnte mir meine ja sonst im Büro entwenden!«

»Ganz mein Fall, ich bin auch Angestellter.«

Daraufhin musterten sie einander eindringlich.

Das liebenswerte Äußere Bouvard's nahm Pécuchet auf der Stelle für ihn ein.

Aus seinem lebhaft getönten Gesicht strahlten bläuliche, immer halb geschlossene Augen. Eine Hose mit breitem Latz, deren steile Falten auf Kastorschuhe stießen, umschloss eng anliegend seinen Bauch und bauschte sein Hemd überm Gürtel; – und seine blonden, von Natur aus leicht gelockten Haare verliehen ihm etwas Kindliches.

Mit gespitzten Lippen ließ er fortwährend eine Art leises Pfeifen ertönen.

Das gediegene Äußere Pécuchets beeindruckte wiederum Bouvard.

Man hätte glauben können, er trüge eine Perücke, so glatt und schwarz lagen die Haarsträhnen seiner hohen Stirn an. Wegen der stark abfallenden Nase erschien sein Gesicht stets ins Profil gewendet. Seine Beine, in engen Lasting-Röhren steckend, standen in keinem Verhältnis zur Länge des Rumpfes: und seine Stimme klang laut und dumpf.

Eben entfuhr ihm folgender Ausruf: »Wie gut man's doch jetzt auf dem Lande hätte!«

Das Umland aber war, Bouvard zufolge, wegen des Lärms der Landgasthäuser unerträglich. Pécuchet war der gleichen Ansicht. Dennoch begann er auch der Hauptstadt überdrüssig zu werden. Bouvard nicht minder.

Und ihre Blicke schweiften über Haufen von aufgeschichteten Mauersteinen, über das jauchige Kanalwasser, auf dem ein Stroh Bündel trieb, zu einem Fabrikschlot, der sich am Horizont erhob; die Luft war von Abwasserausdünstungen geschwängert. Sie wendeten sich zur anderen Seite. Aber da hatten sie die Mauern des städtischen Getreidespeichers vor Augen.

Auf der Straße (und das überraschte Pécuchet) war einem entschieden noch heißer als zu Hause!

Bouvard forderte ihn auf, seinen Gehrock abzulegen. Er selbst – er schere sich nicht um das Gerede der Leute!

Plötzlich taumelte ein Betrunkener im Zickzack über den Gehsteig; – und schon verstrickten sie sich in eine politische Auseinandersetzung über die Arbeiterschaft. Ihre Ansichten liefen auf dasselbe hinaus, obwohl Bouvard möglicherweise etwas liberaler war.

Ein Staubwirbel wehte das Klipklap von eisenbeschlagenen Hufen über das Pflaster: drei Mietskaleschen, die in Richtung Bercy fuhren, darin eine Braut mit ihrem Hochzeitsstrauss, Bürger mit weißen Halsbinden, Damen, die bis zu den Schultern in ihren Röcken versanken, zwei oder drei kleine Mädchen und ein Gymnasiast. Der Anblick dieser Hochzeitsgesellschaft bewog Bouvard und Pécuchet zu einem Gespräch über die Frauen – die sie als frivol, zänkisch und eigensinnig abstempelten. Dennoch seien sie häufig besser als die Männer; manchmal aber auch schlechter. Kurz, es lebte sich einfach angenehmer ohne sie; deshalb war Pécuchet auch Junggeselle geblieben.

»Ich bin Witwer«, sagte Bouvard, »und kinderlos!«

»Ist das nicht sogar ein Glück für Sie?« Aber die Einsamkeit sei auf die Dauer doch gewiss sehr tristlos gewesen.

Dann tauchte am Quai-Ufer ein Freudenmädchen mit einem Soldaten auf. Bleich, schwarzhaarig und pockennarbig, stützte sie sich, träge einher schlurfend und sich in den Hüften wiegend, auf den Arm des wackeren Kriegsmannes.

Als sie schon etwas entfernt war, erlaubte sich Bouvard eine obszöne Bemerkung. Pécuchet errötete heftig und machte ihn, wohl um sich eine Antwort zu ersparen, mit warnendem Blick auf einen herannahenden Priester aufmerksam.

Der Geistliche kam gemessenen Schrittes das Trottoir herunter, das durch schütterere Ulmen von der breiten Avenue abgegrenzt wurde, und Bouvard machte, sobald er den Dreispitz nicht mehr sah, seiner Erleichterung Luft, weil er die Jesuiten verabscheute. Ohne sie direkt freizusprechen, bezeugte Pécuchet der Religion im Allgemeinen doch eine gewisse Ehrerbietung.

Mittlerweile war die Abenddämmerung angebrochen, und

die Jalousien gegenüber wurden hoch gezogen. Die Straßenpassanten mehrten sich. Es schlug sieben Uhr.

Ihr Redestrom aber versiegte nicht; ein Wort gab das andere, auf witzige Bemerkungen folgten Anekdoten, philosophische Aperçus wechselten mit persönlich gefärbten Betrachtungen. Sie hechelten die Straßen- und Brückenverwaltung durch, die Tabakregie, die Geschäftswelt, die Theater, »unsere« Marine und das ganze Menschengeschlecht, wie Leute, denen das Leben übel mitgespielt hat. Jeder stieß beim Zuhören auf ungeahnte eigene Schichten von Erinnerungen. – Und obwohl sie das Alter der naiven Gefühlsaufwallungen längst hinter sich hatten, empfanden sie dabei doch ein ganz neues Vergnügen, eine Art Herzensöffnung, den Reiz gerade erst erblühender Zärtlichkeiten.

Zwanzig Mal waren sie bereits aufgestanden, hatten sich wieder hingesetzt und den Boulevard erneut in ganzer Länge durchmessen, von der nördlichen bis zur südlichen Schleuse, immer im Begriff, sich zu trennen, aber ohne sich endgültig dazu aufraffen zu können, von einer Art Faszination gebannt.

Dennoch waren sie drauf und dran, sich zu verabschieden, und ihre Hände hatten sich schon gefunden, als Bouvard plötzlich sagte:

»Großer Gott! Warum gehen wir nicht gemeinsam essen?«

»Ganz meine Idee!«, erwiderte Pécuchet, »aber ich wagte gar nicht, Ihnen das vorzuschlagen!«

Und er ließ sich in ein kleines Restaurant gegenüber dem Hôtel de Ville führen, in dem man, so Bouvard, gut aufgehoben sei.

Er bestellte das Menü.

Pécuchet äußerte eine gewisse Scheu vor Gewürzen, die ihm eine Magenverstimmung eintragen könnten. Auf der Stelle wurde das zum Gegenstand einer medizinischen Diskussion. Dann priesen sie die Leistungen der Wissenschaften: Wie vieles gab es da zu lernen, wie vieles zu erforschen – wenn man nur die Zeit dazu hätte! Aber leider! Der Broterwerb füllte sie völlig aus, und sie hoben die Arme vor Erstaunen, ja, sie hätten sich beinahe über den Tisch hinweg umarmt, als sie entdeckten,

dass sie beide Kopisten waren, Bouvard in einem Handels-
haus, Pécuchet im Marineministerium – was ihn jedoch nicht
hinderte, allabendlich eine Mußestunde dem Studium zu wid-
men. Er hatte Fehler im Werk von Monsieur Thiers entdeckt
und sprach mit größter Hochachtung von einem gewissen
Dumouchel, seines Zeichens Professor.

Bouvard dagegen hatte andere Stärken. Seine haargeflochte-
ne Uhrkette und die Art und Weise, wie er die Remoula-
dence aufschlug, verrieten den ausgepichteten Lebemann, und
er aß, den Serviettenzipfel unter die Achselhöhle geklemmt,
und erzählte dabei Schnurren, die Pécuchet zum Lachen brach-
ten. Es war ein besonderes Lachen, immer derselbe einzige,
kehlig-tiefe Laut, der in großen Abständen ausgestoßen wurde.
Bouvards Lachen dagegen war lang anhaltend, schallend, er
entblökte dabei die Zähne, die Schultern bebten, und sogar die
Gäste, die schon die Türklinke in der Hand hatten, drehten sich
nach ihm um.

Nach beendeter Mahlzeit brachen sie auf, um den Café in
einem anderen Lokal zu trinken. Pécuchet beklagte beim Anblick
der Gaslaternen das Überhandnehmen des allgemeinen Luxus
und ließ dann, mit verächtlicher Geste, die Zeitungen über die
Klinge springen. Bouvard war in dieser Hinsicht nachsichtiger.
Er schätzte generell alle Schriftsteller und hatte in seiner Jugend
eine gewisse Neigung zur Schauspielerei verspürt!

Mit einem Billardqueue und zwei Elfenbeinkugeln versuchte
er, bestimmte Jonglierkunststückchen zu demonstrieren, wie
sie Barberou, einer seiner Freunde, vorzumachen pflege. Die
Kugeln fielen unweigerlich zu Boden und verloren sich, zwi-
schen den Beinen der Gäste hindurch rollend, auf Nimmerwie-
dersehen. Der Kellner, der sich, auf allen Vieren unter die Sitz-
bänke kriechend, immer wieder auf die Suche danach machte,
begann schließlich zu maulen. Pécuchet legte sich mit ihm an,
der Kneipier mischte sich ein, er wischte seine Entschuldigung-
en beiseite und mäkelte sogar an ihrer Zeche herum.

Zu guter Letzt machte er den Vorschlag, den Abend doch in
aller Ruhe in seiner Wohnung zu beschließen, die ganz in der
Nähe lag, in der Rue Saint-Martin.

Kaum eingetreten, zog er eine Art Indienne-Unterjacke an und spielte den Gastgeber.

Ein Schreibtisch aus Fichtenholz verstellte, genau in die Mitte gerückt, mit seinen sperrigen Ecken den Raum; und überall ringsum, auf den Dielen, auf den drei Stühlen, auf dem alten Sessel und in allen Winkeln lagen in buntem Durcheinander verschiedene Bände der *Encyclopédie Roret* herum, das *Manuel du magnétiseur*, ein Fénelon und andere Scharteken – weiter ganze Haufen von Aktenbündeln, zwei Kokosnüsse, verschiedene Medaillen, ein türkischer Fez – und Muscheln aus Le Havre, die Dumouchel mitgebracht hatte. Eine dicke Staubschicht bedeckte die ehemals gelb gestrichenen Wände. Die Schuhbürste lag am Rande des Bettes, von dem die Laken herabhingen. An der Decke hatte sich, vom Lampenruß verursacht, ein großer schwarzer Fleck gebildet. Bouvard bat, wohl wegen des abgestandenen Geruchs, um die Erlaubnis, das Fenster zu öffnen.

»Aber dann würden ja die Papiere wegfliegen!«, rief Pécuchet, der ohnehin jeden Luftzug fürchtete.

Gleichwohl atmete er schwer in diesem kleinen Raum, der von morgens an durch die auf das Schieferdach strahlende Sonne aufgeheizt worden war.

Bouvard sagte: »Ich an Ihrer Stelle würde dieses Flanell-ungetüm ausziehen!«

»Wie bitte?« Und voller Entsetzen beim bloßen Gedanken daran, sich von seinem wollenen Gesundheitsunterhemd zu trennen, senkte Pécuchet den Kopf.

»Begleiten Sie mich doch heim«, ergriff Bouvard erneut das Wort, »die frische Luft draußen wird Ihnen gut tun.«

Schließlich zwängte sich Pécuchet wieder in seine Stiefel und brummelte: »Sie verhexen mich ja, auf mein Wort!« – und trotz der nicht geringen Entfernung brachte er ihn nach Hause, bis zur Ecke der Rue de Béthune, gegenüber dem Pont de la Tournelle.

Bouwards Zimmer, gut gewachst und gebohnert und mit Perkalvorhängen und Mahagonimöbeln ausgestattet, verfügte über einen Balkon mit Aussicht auf den Fluss. Die beiden

wirklichen Zierden aber waren ein Likörservice auf der Kommode und Daguerreotypien zu beiden Seiten des Spiegels, die Freunde von ihm zeigten; im Alkoven hing ein Ölgemälde.

»Mein Onkel!«, sagte Bouvard, und das Licht des Kerzenleuchters, den er in den Händen hielt, erhellte das Porträt eines würdigen Herrn.

Sein Gesicht, von einem gelockten Haarschopf gekrönt, wirkte durch einen rötlichen Backenbart etwas in die Breite gezogen. Die hohe Halsbinde und der dreifache Kragen von Hemd, Samtweste und schwarzem Überrock erweckten den Eindruck von Kurzhalsigkeit. Die Hemdkrause war mit Diamanten besetzt. Die Augen waren über den feisten Wangen zusammengekniffen, und er lächelte ein etwas verschmitztes Lächeln.

Pécuchet konnte nicht umhin anzumerken: »Man hätte ihn eher für Ihren Vater gehalten!«

»Er ist mein Patenonkel«, erwiderte Bouvard beiläufig und fügte hinzu, seine Taufnahmen seien François-Denys-Bartholomé. Die von Pécuchet waren Juste-Romain-Cyrille – und sie waren genau gleich alt: siebenundvierzig Jahre. Diese Zufallsfügung machte ihnen Spaß, überraschte sie aber auch, weil jeder den anderen für älter gehalten hätte. Schließlich priesen sie die Vorsehung, deren Wege eben manchmal wunderbar seien. – »Denn wenn wir heute nicht rechtzeitig aufgebrochen wären, um spazieren zu gehen, hätten wir sterben können, ohne uns kennen gelernt zu haben!«, und nachdem sie die Adressen ihrer Dienstherrn ausgetauscht hatten, wünschten sie sich eine Gute Nacht.

»Und kein Damenbesuch mehr!«, rief ihm Bouvard im Treppenhaus nach.

Pécuchet stieg die Stufen hinunter, ohne auf die Zote zu antworten.

Am nächsten Tag ertönte im Hof von Gebr. Descambos – Elsässische Stoffe, in der Rue Hautefeuille Nr. 92 – eine laute Stimme und rief: »Bouvard! Herr Bouvard!«

Der Gerufene streckte den Kopf zum Fenster hinaus und erkannte Pécuchet, der sich noch lauter und deutlicher vernehmen ließ:

- »Ich bin nicht krank! Obwohl ich sie ausgezogen habe!«
»Was denn?«
»Das hier!«, sagte Pécuchet, auf seine Brust zeigend.

Der ganze Meinungs-austausch vom Vortag hatte ihm, im Verein mit der Hitze im Zimmer und den Verdauungs-moles-ten, derart zugesetzt, dass er keinen Schlaf hatte finden können, so dass er, als er es nicht mehr aushielt, sein Flanell-ungetüm weit von sich warf. Morgens hatte er sich dann seiner Großtat erinnert, die glücklicherweise folgenlos geblieben war, und er kam, um Bouvard davon in Kenntnis zu setzen, der durch diesen Hinweis ein gewaltiges Stück in seiner Achtung gestiegen war.

Pécuchet war der Sohn eines Kleingewerbetreibenden und hatte seine frühverstorbene Mutter nicht gekannt. Mit fünf-zehn hatte die Familie ihn aus dem Internat geholt und zu einem Gerichtsvollzieher in die Lehre gesteckt. Eines Tages kam die Polizei, und sein Lehrherr wurde auf die Galeeren verbannt – eine undurchsichtige Geschichte, die ihm noch immer einen Schrecken einjagte. Später hatte er sich in verschiedenen Berufen versucht: als Apothekerlehrling, Studienaufseher und Zahlmeister eines Frachtbootes auf dem Oberlauf der Seine. Zu guter Letzt hatte ihn ein Sektionschef des Marineministeriums, von seiner schönen Handschrift angetan, als Expedienten ein-gestellt; aber das Bewusstsein seiner mangelhaften Ausbildung und die geistigen Nachholbedürfnisse, die er unbefriedigt lassen musste, stifteten ihn zu ständiger mürrischer Gereiztheit an; und er lebte völlig allein, ohne Angehörige und Geliebte. Seine einzige Zerstreuung in der Freizeit bestand darin, sonntags die Bauarbeiten der Öffentlichen Hand zu besichtigen.

Die frühesten Kindheitserinnerungen von Bouvard reichten bis zu einem Bauernhof am Ufer der Loire zurück. Ein Mann, sein Onkel, hatte ihn später nach Paris mitgenommen, wo er eine kaufmännische Lehre begonnen hatte. Zur Feier seiner Großjährigkeit wurden ihm einige tausend Francs ausbezahlt. Daraufhin hatte er sich verhehlicht und eine Konditorei eröff-net. Ein halbes Jahr später lief ihm seine Frau davon und ließ die Kasse mitgehen. Seine Freunde, das »süße« Leben und vor

allem die Faulheit hatten seinen Absturz beschleunigt. Er hatte jedoch den rettenden Einfall gehabt, sich seine gute Handschrift zunutze zu machen; und seit zwölf Jahren bekleidete er jetzt ein und dieselbe Stellung bei den Gebr. Descambos, Stoffe, in der Rue Hautefeuille Nr. 92. Was seinen Onkel betraf, der ihm einstens das besagte Alkoven-Porträt vermacht hatte, so wusste Bouvard von ihm nicht einmal, wo er abgeblieben war, und erwartete auch nichts mehr von ihm. Fünfhundert Livres Rente und sein Kopistenhonorar erlaubten es ihm, den Abend in einem einladenden Restaurant zu beschließen.

Ihre Begegnung hatte also die Bedeutung eines unvorhergesehenen Abenteuers gehabt. Augenblicklich fühlten sie sich durch geheime Fibern verbunden. Und wie sollten sich Sympathien auch anders erklären lassen? Warum bezaubert diese Besonderheit, dieser kleine Makel beim einen, während er beim anderen gleichgültig lässt, ja, abstoßend wirkt? Was man den »Blitzschlag« der Liebe nennt, gilt auch für alle anderen Leidenschaften. Noch vor Ende der Woche duzten sie sich.

Häufig holten sie einander im Büro ab. Sobald der eine auftauchte, klappte der andere sein Pult zu, und sie flanieren gemeinsam durch die Straßen. Bouvard marschierte raumgreifend und rasch, während Pécuchet mit seinen kleinen Tripelschritten und dem Gehrock, dessen Schöße ihm ständig die Fersen streiften, wie auf Rollen zu gleiten schien. Auch ihre jeweiligen Vorlieben harmonisierten miteinander. Bouvard rauchte Pfeife, hatte eine Vorliebe für Käse und trank regelmäßig seinen Mokka. Pécuchet schnupfte, nahm zum Nachtschisch nur eingemachte Früchte und tauchte ein Stück Zucker in den Kaffee. Der eine war vertrauensselig, unbedacht, großzügig. Der andere diskret, nachdenklich, sparsam.

Um Pécuchet etwas Gutes zu tun, drängte Bouvard darauf, ihm seinen Freund Barberou vorzustellen. Barberou war früher Handlungsreisender gewesen und jetzt Börsenspekulant, eine »gute Haut« und ein Patriot und Frauenheld, der gern ungezwungenen Vorstadtdialekt sprach. Pécuchet fand ihn unangenehm und nahm Bouvard mit zu Dumouchel. Dieser Dumouchel, seines Zeichens Schriftsteller (denn er war der

Autor einer kleinen »Gedächtnislehre«), gab Literaturunterricht an einem Mädchenpensionat und war ein Mann von orthodoxen Auffassungen und gediegenem Lebenswandel. Bouvard fand ihn langweilig.

Keiner von beiden hatte dem anderen gegenüber mit seiner Meinung hinter dem Berg gehalten. Beide erkannten ihre jeweilige Berechtigung an. Ihre Gewohnheiten änderten sich, und unter Verzicht auf ihre Vollpensionen speisten sie bald nur noch zu zweit.

Sie stellten Überlegungen zu den Theaterstücken an, die gerade in aller Munde waren, über die Regierung, die hohen Lebenshaltungskosten und die Gaunereien im Geschäftsleben. Zuweilen tauchten auch die Halsbandaffäre und der Fualdès-Prozess in ihren Unterhaltungen auf; – und dann suchten sie nach den Ursachen der Großen Revolution.

Sie schlenderten an den Auslagen der Trödelgeschäfte vorbei. Sie besuchten das Conservatoire des Arts et Métiers, die Abteikirche von Saint-Denis und die Gobelin-Manufaktur, den Invalidendom und alle öffentlichen Ausstellungen.

Fragte man sie nach ihren Pässen, taten sie, als hätten sie sie verloren, und stellten sich als Fremde vor, als Engländer.

In den Schauräumen des Naturhistorischen Museums verweilten sie voller Verblüffung bei den ausgestopften Vierfüßern, mit Vergnügen bei den Schmetterlingen, völlig gelangweilt bei den Metallen; die Fossilien regten sie zum Träumen an, die Schal- und Krustentiere ließen sie kalt. Durch die Glasscheiben warfen sie einen Blick in die Treibhäuser und schauderten bei dem Gedanken, dass in allen diesen Rankengewächsen tödliche Gifte heranreiften. An der Zeder bewunderten sie, dass sie in einem Hut nach Paris überführt worden war.

Im Louvre gaben sie sich redliche Mühe, Begeisterung für Raffael zu empfinden. In der Nationalbibliothek hätten sie gern die genaue Zahl der vorhandenen Bände gewusst.

Einmal besuchten sie eine Arabisch-Vorlesung im Collège de France, und der vortragende Professor kam gar nicht aus dem Staunen heraus angesichts der beiden Unbekannten, die mitzuschreiben versuchten. Dank Barberou gelang es ihnen,

bis hinter die Kulissen eines kleinen Boulevard-Theaters vorzudringen. Dumouchel besorgte ihnen Eintrittskarten für eine Sitzung der Académie française. Sie informierten sich über neue wissenschaftliche Entdeckungen, lasen die Zeitschriften und Verlagsprospekte, und aufgrund dieser Neugier begann ihre Intelligenz sich zu regen und zu entfalten. An einem Horizont, der sich von Tag zu Tag erweiterte, traten Dinge in ihr Blickfeld, die so verworren wie geheimnisumwittert waren.

Wenn sie ein altes Möbelstück bewunderten, empfanden sie Bedauern, nicht zu der Zeit gelebt zu haben, als es in Gebrauch war, obwohl sie von dieser Epoche absolut nichts wussten. Einige bloße Namen genügten ihnen, sich fremde Länder vorzustellen, die umso phantastischer ausfielen, je vager ihre Kenntnisse davon waren. Die Werke, deren Titel ihnen unverständlich blieben, schienen ein Geheimnis zu bergen.

Je reger aber ihr Vorstellungsvermögen wurde, umso mehr litten sie. Begegnete ihnen auf der Straße eine Postkutsche, überkam sie das Fernweh. Am Quai aux fleurs übermannte sie die Sehnsucht nach dem Landleben.

Eines Sonntags brachen sie in aller Herrgottsfrühe auf und strichen, in Richtung Meudon, Bellevue, Suresnes und Auteuil, den ganzen lieben langen Tag durch die Weinberge, rupften Klatschmohn am Feldrand, schliefen im Gras, tranken Milch, speisten unter den Akazien der Landgasthäuser und kehrten sehr spät abends heim, verstaubt, erschöpft und hingerissen. Diese Spaziergänge wiederholten sie häufig. Aber die nachfolgenden Tage waren so trostlos, dass sie schließlich davon abließen.

Die Monotonie des Bürolebens wurde ihnen verhasst. Ständig Radiermesser und Sandarak, immer dieselben Tintenfüßer, dieselben Federn und dieselben Kollegen! Sie begannen, sie für stumpfsinnig zu halten, und sprachen immer seltener mit ihnen. Das trug ihnen Hänseleien ein. Sie kamen Tag für Tag zu spät und mussten sich Ermahnungen gefallen lassen.

Früher hatten sie sich beinahe glücklich gefühlt. Jetzt aber demütigte sie ihr Beruf, seit sie ihren Eigenwert höher einzuschätzen gelernt hatten; – und sie bestärkten sich in diesem

Abscheu, feierten sich gegenseitig und schmeichelten sich selbst. Pécuchet übernahm etwas vom Ungestüm Bouvards, und Bouvard steckte sich am mürrischen Kleinmut von Pécuchet an.

»Da bekommt man ja Lust, als Seiltänzer auf den öffentlichen Plätzen aufzutreten!«, sagte der eine.

»Lieber ein Lumpensammler-Dasein«, echote der andere missmutig.

Was für eine scheußliche Situation! Und kein Mittel, ihr abzuhelpfen! Nicht einmal ein Hoffnungsschimmer!

Eines Nachmittags (es war der 20. Januar 1839) erhielt Bouvard an seinem Arbeitsplatz vom Briefträger ein amtliches Schreiben zugestellt.

Er breitete die Arme aus, der Kopf glitt ihm langsam nach hinten, und er sank bewusstlos zu Boden.

Die Kollegen eilten herbei. Man löste ihm die Halsbinde. Es wurde nach einem Arzt geschickt.

Er schlug die Augen wieder auf und antwortete auf die Fragen, die ihm gestellt wurden: »Ah! ... Das kommt daher ... das kommt daher, dass ... etwas frische Luft wird mir gut tun. Nein! Lassen Sie nur! Erlauben Sie!«

Und trotz seiner Korpulenz eilte er spornstreichs zum Marineministerium, sich immer wieder mit der Hand vor die Stirn schlagend, weil er glaubte, verrückt geworden zu sein, und versuchte sich zu beruhigen.

Er ließ Pécuchet rufen.

Auftritt Pécuchets.

»Mein Onkel ist tot! Ich erbe!«

»Nicht möglich!«

Und er gab Pécuchet die folgenden Zeilen zu lesen:

Kanzlei von
M^e TARDIVEL
Notar

Savigny-en-Septaine, 14. Januar 1839

»Sehr geehrter Herr,
ich darf Sie bitten, sich in meine Kanzlei zu bemühen, um dort der Eröffnung des Testamentes Ihres natürlichen Vaters bei-

zuwohnen, des Herrn François-Denys-Bartholomée Bouvard, früheren Geschäftsmannes in Nantes, in hiesiger Gemeinde verstorben am 10. des laufenden Monats. Dieses Testament enthält eine sehr wichtige Verfügung zu Ihren Gunsten.

Mit vorzüglicher Hochachtung
TARDIVEL, Notar.«

Pécuchet war gezwungen, sich auf einen Steinpfosten im Hof zu setzen. Dann reichte er ihm das Papier zurück und sagte leise:

»Wenn das ... wenn das nur kein ... schlechter Scherz ist!«

»Du glaubst, dass das ein schlechter Scherz ist?«, rief Bouvard mit erstickter Stimme, ähnlich dem Röcheln eines Sterbenden.

Aber die Briefmarke der Post, der aufgedruckte Briefkopf der Kanzlei, die eigenhändige Unterschrift des Notars, alles das bewies die Echtheit der Nachricht; – und sie schauten einander mit zitternden Mundwinkeln und Tränen in den glasigen Augen an.

Es wurde ihnen eng ums Herz. Sie gingen bis zum Arc de Triomphe hinauf und auf der anderen Seite am Flussufer zurück, vorbei an Notre Dame. Bouvard war krebsrot angelaufen. Immer wieder trommelte er Pécuchet mit der Faust in den Rücken, und zeitweise schien er sogar völlig den Verstand zu verlieren.

Sie kicherten haltlos. Diese Erbschaft würde sich belaufen auf ... auf ...? – »Ach! Das wäre zu schön! Reden wir nicht mehr davon!« Sie redeten aber weiter davon.

Es hinderte sie ja nichts, auf der Stelle genauere Auskünfte einzuholen. Bouvard schrieb zu diesem Zweck an den Notar.

Der Notar schickte eine Abschrift des Testamentes, dessen Schluss folgendermaßen lautete: »Weiter vermache ich François-Denys-Bartholomée Bouvard, meinem natürlichen Sohn, den ich hiermit anerkenne, den ihm von Rechts wegen zustehenden Teil meiner vererblichen Güter.«

Der Biedermann hatte diesen unehelichen Sohn in seiner Jugend gezeugt, ihn aber sorgfältig geheim gehalten, indem er

ihn als seinen Neffen ausgab; und dieser Neffe hatte ihn immer mit Onkel angeredet, obwohl er wusste, was es damit auf sich hatte. Um das vierzigste Lebensjahr hatte sich Herr Bouvard verehelicht und war früh Witwer geworden. Da seine beiden legitimen Söhne, anders als geplant, eigene Wege eingeschlagen hatten, hatte er Reue über die Vernachlässigung zu empfinden begonnen, die sein anderes Kind so lange Jahre erdulden musste. Er hätte es sogar bei sich aufgenommen, wenn seine Haushälterin sich diesen Plänen nicht widersetzt hätte. Sie verließ ihn aufgrund der Machenschaften seiner Familie, und in seiner Vereinsamung beschloss er, sich dem Tode nahe fühlend, Wiedergutmachung zu leisten, indem er der Frucht seiner ersten Liebe alles gesetzlich Mögliche zukommen ließ. Sein Vermögen belief sich auf eine halbe Million, was für den Schreiber zweihundertfünzigtausend Francs ausmachte. Der ältere der beiden Brüder, Monsieur Étienne, hatte bereits verlauten lassen, er werde das Testament anerkennen.

Bouvard verfiel in eine Art brütenden Stumpfsinn. Mit leiser Stimme wiederholte er immer wieder, mit dem friedlichen Lächeln der Betrunknen: »Fünftehtausend Livres Rente!« – und auch Pécuchet, der doch klarer im Kopf war, kam aus dem Staunen gar nicht mehr heraus.

Jäh wurden sie aufgerüttelt durch einen Brief von Tardivel. Der andere Sohn, Monsieur Alexandre, tat seine Absicht kund, alles gerichtlich regeln zu lassen und, wenn er konnte, das Testament sogar anzufechten, wobei er zuvor Versiegelung, Inventur, Zwangsverwaltung usw. beantragte! Bouvard zog sich aufgrund dessen eine Gallenkolik zu. Kaum wieder genesen, reiste er zu Schiff nach Savigny – kehrte aber ohne irgendeine Lösung zurück und hatte lediglich seine Reisespesen zu beklagen.

Daraufhin setzten bei ihm Phasen von Schlaflosigkeit ein, es wechselten jähe Schübe von Wut und Hoffnung, Aufschwung und Niedergeschlagenheit miteinander ab. Als sich jener Monsieur Alexandre ein halbes Jahr später dann doch beruhigte, konnte Bouvard endlich seine Erbschaft antreten.

Sein erster Ausruf war gewesen: »Wir ziehen uns aufs Land zurück!«, und diesen Satz, der den Freund in sein Glück mit

einschloss, hatte Pécuchet für ganz selbstverständlich gehalten. Denn die Herzensbindung der beiden Männer war vollkommen und tief.

Da er aber nicht auf Bouvards Kosten leben wollte, würde er sich ihm erst nach seiner Pensionierung anschließen. Noch zwei Jahre; sei's drum! Er blieb unbeirrbar, und damit war das Ganze beschlossene Sache.

Um herauszufinden, wo sie sich zur Ruhe setzen könnten, ließen sie alle Provinzen Frankreichs an ihrem geistigen Auge vorbeiziehen. Der Norden war fruchtbar, aber zu kalt; der Süden klimatisch reizvoll, aber wegen der vielen Mücken nicht ratsam, und die Mittelregion hatte nichts Anziehendes. Die Bretagne hätte ihnen gelegen, wäre da nicht die Frömmerei ihrer Bewohner gewesen. An den Osten brauchte man, wegen des germanischen Kauderwelsches, gar nicht erst zu denken. Es gab ja noch andere Landschaften. Wie wäre es beispielsweise mit dem Forez, dem Bugey, dem Roumois? Die Landkarten verrieten nichts darüber. Aber ob ihr Haus nun in der oder jener Gegend stand, die Hauptsache war doch, dass sie überhaupt eines hatten.

Schon sahen sie sich am Rande eines Beetes in Hemdsärmeln Rosensträucher beschneiden, jäten, hacken, die Erde umgraben und Tulpen eintopfen. Sie würden sich beim ersten Lerchentriller erheben, um der Pflugschar zu folgen, würden in einem Korb Äpfel pflücken und zusehen, wie Butter geschlagen, Korn gedroschen, Schafe geschoren und Bienenwaben geschleudert werden, und sich am Muhen der Kühe und am Geruch gemähten Heus laben. Keine Schreibarbeiten mehr! Keine Vorgesetzten! Nicht einmal mehr Mietzahlungen! – denn sie besäßen dann ja ihr eigenes Haus! – und Hühner würden sie schmausen aus dem eigenen Hühnerhof, Gemüse aus eigenem Anbau und brauchten zum Abendessen nicht einmal mehr die Holzschuhe auszuziehen! »Wir werden alles tun, was uns Spaß macht! Und einen Bart lassen wir uns wachsen!«

Sie kauften sich Gartengeräte, weiter eine Menge »nützliche« Dinge, etwa eine Werkzeugkiste (man sollte immer eine im Haus haben!), dann Waagen, eine Messkette, einen Badezuber

für den Krankheitsfall, ein Thermometer und sogar ein Barometer »System Gay-Lussac« für physikalische Experimente, wenn sie die Lust dazu überkommen sollte. – Nicht schlecht wäre auch (denn man kann ja nicht immer im Freien werkeln) ein Vorrat an guter Literatur – und sie machten sich auf die Suche danach, immer in starker Verlegenheit, ob dieses oder jenes Werk wirklich »ein Buch für die Bibliothek« sei. Bouvard beschied die Frage kurz und bündig:

»Ach was! Wir brauchen keine Bibliothek.«

»Übrigens habe ich ja meine«, sagte Pécuchet.

Sie richteten sich schon im Voraus ein. Bouvard wollte seine Möbel mitnehmen, Pécuchet seinen großen schwarzen Tisch; man würde sehen, ob die Vorhänge brauchbar wären, und mit ein paar Küchengeräten wären sie für den Anfang schon hinreichend ausgestattet. Sie hatten sich geschworen, all das geheim zu halten, aber ihre Gesichter strahlten. Ihre Kollegen fanden sie allerdings komisch. Bouvard, der auf sein Pult gestützt schrieb und dabei die Ellenbogen breit ausspreizte, um seiner Bâtarde-Schrift mehr Schwung zu geben, stieß sein übliches Pfeifen aus, wobei er unter seinen schweren Brauen listig blinzelte. Pécuchet auf seinem hohen Rohrsessel verwendete alle Sorgfalt auf die Auf- und Abstriche seiner Langschrift – presste aber, bei geblähten Nasenflügeln, die Lippen zusammen, so als hätte er Angst, sein Geheimnis zu verraten.

Nach anderthalb Jahren angestrebter Suche hatten sie immer noch nichts gefunden. Sie unternahmen Reisen in die nähere Umgebung von Paris und darüber hinaus, von Amiens bis Évreux und von Fontainebleau bis Le Havre. Sie waren erpicht auf eine Gegend, die wirklich ländlich war, ohne sich gänzlich auf einen besonders pittoresken Winkel zu versteifen, aber ein begrenzter Horizont bedrückte sie. Sie flohen die Nachbarschaft der Wohnstätten und scheuten doch die Einsamkeit. Manchmal fassten sie einen Entschluss, fürchteten dann aber, sie könnten ihre Entscheidung später bereuen, und änderten ihre Meinung, wenn ihnen die Gegend zu ungesund, zu sehr dem Meerwind ausgesetzt, zu nahe an einer Fabrik gelegen oder zu schwer zugänglich schien.

Barberou rettete sie.

Er kannte ihren Traum und bedeutete ihnen eines schönen Tages, er habe von einem Landsitz in Chavignolles reden hören, zwischen Caen und Falaise, bestehend aus einem Pachthof von achtunddreißig Hektar Grund mit einer Art Schloss und einem sehr einträglichen Garten.

Sie fuhren ins Calvados und waren begeistert. Allerdings wurden für Pachthof und Haus (beide sollten nur gemeinsam abgegeben werden) hundertdreiundvierzigtausend Francs gefordert, während Bouvard nur hundertzwanzigtausend herauszurücken bereit war.

Pécuchet kämpfte gegen seinen Starrsinn an, bat ihn nachzugeben und erklärte, er werde die Differenz aus eigener Tasche begleichen. Das war sein ganzes Vermögen, bestehend aus seinem Erbteil mütterlicherseits und seinen Ersparnissen. Noch nie hatte er ein Sterbenswörtchen darüber verlauten lassen, weil er dieses kleine Kapital für eine, für *die* große Gelegenheit aufsparen wollte.

Gegen Ende des Jahres 1840, ein halbes Jahr vor seiner Pensionierung, war der ganze Kaufpreis erlegt.

Bouvard war nicht mehr Kopist. Zunächst hatte er, aus Angst vor der Zukunft, seinen Beruf weiter ausgeübt, dann aber, als die Erbschaft gesichert war, sein Amt niedergelegt. Dennoch sprach er gelegentlich gern bei Gebr. Descambos ein und gab am Vorabend seines Ausscheidens der ganzen Belegschaft des Büros einen Punsch aus.

Pécuchet dagegen war mürrisch zu seinen Kollegen und schied an seinem letzten Arbeitstag mit lautem Türenknallen aus dem Dienst.

Er hatte die Verpackungsarbeiten zu überwachen, einen Haufen Aufträge zu erledigen – auch Neueinkäufe – und musste sich überdies noch von Dumouchel verabschieden!

Der Professor schlug ihm einen Briefwechsel vor, anhand dessen er ihn über die Literatur auf dem Laufenden halten wollte, und nach erneuten Artigkeiten wünschte er ihm Wohlergehen und gute Gesundheit.

Barberou zeigte sich gefühlvoller, als ihm Bouvard seinen

Abschiedsbesuch machte. Er ließ eilends eine Partie Domino fahren, versprach ihm, ihn »da unten« zu besuchen, bestellte zwei Anis-Liköre und umarmte ihn.

Bouvard nahm, wieder heimgekehrt, auf dem Balkon einen tiefen Atemzug und sagte sich: »Endlich!« Die Lichter auf den Quais spiegelten sich zitternd im Wasser, das ferne Rollen der mehrspännigen Omnibusse verklang. Er erinnerte sich der glücklichen Tage, die er in dieser großen Stadt verbracht hatte, der Schlemmereien im Restaurant, der Abende im Theater, der Klatschgeschichten seiner Hausmeisterin, kurz: aller seiner Alltagsgewohnheiten; und er verspürte eine sanfte Bangigkeit im Herzen, eine Traurigkeit, die er sich nicht eingestehen mochte.

Pécuchet dagegen lief bis zwei Uhr morgens in seinem Zimmer auf und ab. Nie mehr würde er hierher zurückkehren; umso besser! Und doch; um wenigstens etwas von sich zu hinterlassen, ritzte er seinen Namen in den Gips des Kaminsimses.

Die sperrigsten Gepäckstücke waren bereits am Vorabend weggeschafft worden. Die Gartengeräte, die Bettgestelle, die Matratzen, die Tische und Stühle, der Heizkessel, der Badezuber und drei Fässer mit Burgunder sollten zu Schiff Seineaufwärts nach Le Havre gehen und von dort über Caen, wo Bouvard sie erwarten würde, nach Chavignolles weitergeleitet werden. Aber das Porträt seines Vaters, die Sessel, das Likörservice, die Bücher, die Pendeluhr und alle Wertgegenstände wurden in einen Möbelkarren geladen, der über Nonancourt, Verneuil und Falaise fahren sollte. Pécuchet hatte sich erboten, ihn zu begleiten.

Er nahm beim Kutscher des Wagens auf dem Bock Platz, und in seinem schäbigsten Gehrock, mit Halstuch, Fäustlingen und dem Fußsack, den er im Büro benutzt hatte, verließ er am Sonntag, dem 20. März, in aller Herrgottsfrühe die Hauptstadt.

In den ersten Stunden nahmen die Bewegung und die Neuartigkeit der Reise seine Aufmerksamkeit voll in Anspruch. Dann schlugen die Pferde eine langsamere Gangart an, und das führte zu Streitereien mit dem Kutscher und dem Fuhrknecht. Sie wählten schäbige Herbergen, und obwohl sie abmachungs-

gemäß für alles hafteten, übernachtete Pécuchet aus lauter Überängstlichkeit doch immer in denselben Absteigen. Am folgenden Tag wurde bei Sonnenaufgang erneut aufgebrochen; und die Straße, immer dieselbe Straße, dehnte sich endlos bis zum Rand des Horizonts. Ein Schotterhaufen folgte auf den anderen, die Straßengräben standen voll Wasser, das Land breitete sich in weiten Flächen von monotonem und kaltem Grün aus, Wolken jagten am Himmel dahin, und von Zeit zu Zeit fielen Regenschauer. Am dritten Tag erhoben sich Sturmböen. Die schlecht befestigte Wagenplane klatschte und flatterte wie das Segel eines Bootes. Pécuchet barg das Gesicht unter seiner Kappe, und immer wenn er seine Tabakdose öffnete, musste er sich, um die Augen zu schützen, gegen den Wind umdrehen. Bei den rumpelnden Stößen des Wagens hörte er alle seine Gepäckstücke hinter sich herumkollern und sparte nicht mit Ermahnungen. Als er merkte, dass sie nichts fruchteten, änderte er seine Taktik: er gab sich leutselig und machte Komplimente; bei den mühseligsten Anstiegen schob er mit den Männern die Räder an; und er ging so weit, ihnen nach der Mahlzeit Kaffee und Kognak zu bezahlen. Von da an ging es zügiger, aber dergestalt, dass in der Nähe von Gauburge die Achse brach und der Wagen in Schräglage stecken blieb. Auf der Stelle nahm Pécuchet das Wageninnere in Augenschein; ganze Stapel von Porzellan waren zu Bruch gegangen. Zähneknirschend streckte er die Arme gen Himmel und verfluchte seine beiden Peiniger; und der folgende Tag ging verloren, weil der Fuhrknecht sich einen Rausch angerunken hatte. Aber er hatte nicht mehr die Kraft, sich zu beklagen, der Kelch seines Leidens war randvoll.

Bouvard verließ Paris erst am übernächsten Tag, um noch einmal in aller Ruhe mit Barberou essen zu können. Erst im allerletzten Augenblick kam er bei der Postmeisterei an und erwachte erst wieder vor der Kathedrale von Rouen; er hatte die falsche Postlinie erwischt. Abends waren alle Plätze nach Caen besetzt; weil er nichts weiter mit sich anzufangen wusste, ging er ins Théâtre des Arts und strahlte seine Sitznachbarn an, denen er bedeutete, er habe sich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen und sei jetzt Gutsbesitzer in der Umgebung.

Als er freitags nach Caen aufbrach, war sein Gepäck noch nicht da. Er erhielt es erst am Sonntag und lud es auf einen kleinen Karren, nachdem er dem Pächter hatte ausrichten lassen, er käme in ein paar Stunden nach.

Am neunten Tag seiner Reise nahm Pécuchet in Falaise ein Vorspannpferd, und bis Sonnenuntergang ging alles gut. Jenseits von Bretteville schlug er, die Hauptstraße verlassend, einen Seitenweg ein, im festen Glauben, jetzt jeden Augenblick die Dächer von Chavignolles auftauchen zu sehen. Dennoch wurden die Radspuren schwächer; schließlich verschwanden sie sogar ganz, und sie blieben mitten auf frischgepflügten Feldern stecken. Die Nacht brach herein. Was tun? Schließlich ließ Pécuchet den Wagen Wagen sein und machte sich, durch den Schlamm stapfend, auf eigene Faust auf Entdeckungsreise. Als er sich einigen Gehöften näherte, schlugen die Hunde an. Er rief aus Leibeskräften, um nach dem Weg zu fragen. Keine Antwort. Er bekam es mit der Angst und suchte das Weite. Plötzlich leuchteten zwei Blendlaternen auf. Er bemerkte ein Kabriolett und stürmte los, um es zu erreichen. Darin saß Bouvard.

Wo aber mochte der Möbelkarren abgeblieben sein? Eine ganze Stunde lang riefen sie in der Dunkelheit nach ihm. Schließlich fand er sich wieder ein, und sie kamen in Chavignolles an.

Ein großes Feuer aus Reisig und Tannenzapfen brannte in der Eingangshalle. Zwei Gedecke waren aufgelegt. Die mit dem Karren angekommenen Möbel stapelten sich im Vorraum. Nichts fehlte. Sie setzten sich zu Tisch.

Man hatte Zwiebelsuppe für sie vorbereitet, ein Huhn, Speck und hartgekochte Eier. Die alte Frau, die die Küche besorgte, kam von Zeit zu Zeit und erkundigte sich, wie es ihnen schmeckte. »Oh! Sehr gut! Sehr gut!« antworteten sie, und das grobe, mühsam zu schneidende Bauernbrot, die Sahne, die Nüsse – all das behagte ihnen! Der Steinfußboden hatte Risse, die Mauern schwitzten Feuchtigkeit aus. Gleichwohl ließen sie ihre Blicke voller Zufriedenheit umherschweifen, während sie so am kleinen Tisch speisten, auf dem eine Kerze

brannte. Ihre Gesichter waren von der frischen Luft gerötet. Sie wölbten die Bäuche vor, ließen sich in die Rückenlehnen ihrer Sessel zurücksinken, die dabei leise knarrten, und wiederholten sich immer wieder: »Da wären wir also! Was für ein Glück! Das kommt mir alles wie ein Traum vor!«

Obwohl es bereits Mitternacht war, kam Pécuchet auf die Idee, noch einen ersten Gang durch den Garten zu tun. Bouvard hatte nichts dagegen einzuwenden. Sie nahmen die Kerze, die sie mit einer alten Zeitung vor Zugluft schützten, und schritten die Beete ab.

Es reizte sie geradezu, alle Gemüsearten beim Namen zu nennen: »Da schau! Möhren! Oh! Kohlköpfe!«

Dann nahmen sie die Spaliere in Augenschein. Pécuchet versuchte zu erkennen, ob sie schon Knospen trugen. Manchmal floh plötzlich eine Spinne an der Mauer entlang; – und die Schatten ihrer beiden Körper zeichneten sich in vergrößertem Maßstab daran ab und wiederholten ihre Gebärden. Von den Spitzen der Gräser rannen Tautropfen herab. Die Nacht war tintenschwarz, und die ganze Szenerie verharrte reglos, in versponnener Stille, in sanfter Ruhe. In der Ferne krächte ein Hahn.

Ihre beiden Zimmer waren durch eine kleine Tür miteinander verbunden, die das Tapetenpapier bisher verdeckt hatte. Als beim Möbelrücken mit einer Kommode daran gestoßen worden war, hatten sich die Nägel gelöst. Sie fanden sie offen stehend. Das war eine Überraschung.

Nachdem sie sich ausgezogen und im Bett ausgestreckt hatten, plauderten sie noch ein Weilchen miteinander und schliefen dann ein, Bouvard auf dem Rücken liegend, mit offenem Mund und barhäuptig; Pécuchet auf der rechten Seite, die Knie dicht an den Bauch gezogen und mit einer baumwollenen Nachtmütze auf dem Kopf; – und alle beide schnarchten im milden Mondlicht, das durch die Fenster fiel.

II

Welche Freude, als sie am nächsten Morgen erwachten! Bouvard rauchte eine Pfeife, Pécuchet nahm eine Prise Schnupftabak, die sie beide als die jeweils beste ihres ganzen Lebens bezeichneten. Dann lehnten sie sich breit aus dem Fenster, um die Landschaft in Augenschein zu nehmen.

Genau vor sich hatten sie die Felder, rechts davon eine Scheune, über die der Kirchturm emporrage – und zur Linken eine Pappelflucht.

Zwei ein Kreuz bildende Hauptalleen teilten den Garten in vier Felder. Die Gemüsebeete lagen innerhalb dieser Parzellen, auf denen sich hier und da Zwergzypressen und spindelförmig gezogene Obstbäume erhoben. Auf der einen Seite führte ein Laubengang zu einer erhöhten Weinlaube hinauf; auf der anderen stützte eine Mauer die Spaliere; – und ein Gatter im Hintergrund gab den Blick aufs offene Land frei. Jenseits der Mauer lag ein Obstgarten, dahinter die Buchenallee und ein kleines Wäldchen; hinter dem Gatter querte ein schmaler Pfad.

Sie waren in den Anblick des Ganzen versunken, als ein Mann mit ergrautem Haar und schwarzem Überrock den Pfad entlang kam und dabei mit seinem Gehstock alle Staketen des Lattenzaunes abklapperte. Die alte Schaffnerin bedeutete ihnen, das sei Monsieur Vaucorbeil, ein in der ganzen Gegend berühmter Arzt.

Die anderen Honoratioren seien der Graf von Faverges, ehemals Abgeordneter, dessen Viehzucht viel gepriesen werde; dann der Bürgermeister, Monsieur Foureau, der mit Holz, Gips und allem Möglichen handele; Monsieur Marescot, der Notar; der Abbé Jeufroy und eine von ihren landwirtschaftlichen Erträgen lebende Witwe, Madame Bordin. – Was sie selbst betraf: Man nenne sie die Germaine, nach ihrem verstorbenen Mann Germain. Sie käme nur tageweise, sei aber auch bereit, ganz in den Dienst der Herren zu treten. Sie willigten ein und

brachen in Richtung ihres Pachthofes auf, der einen Kilometer entfernt lag.

Als sie den Hof betraten, las der Pächter Gouy gerade laut-
hals einem Knecht die Leviten, und die Pächterin hielt, auf
einem Schemel sitzend, eine Pute zwischen den Knien, die sie
mit Mehlklößchen stopfte. Der Mann hatte eine niedrige Stirn,
eine schmale Nase, breite Schultern und einen scheelen Blick.
Seine Frau war strohblond, mit unzähligen Sommersprossen
auf den Wangen, und trug jene Einfachheit zur Schau, wie man
ihr bei den Bauersleuten auf den Kirchenfenstern begegnet.

In der Küche waren Hanfbündel an der Decke aufgehängt.
Drei alte Flinten standen in Reih und Glied auf einem hohen
Kaminsims. Eine Anrichte mit geblütem Fayence-Geschirr
nahm die Mitte der Längswand ein; – und die Fenster aus
Buttelglas warfen ein trübes Licht auf die Geräte aus Weiß-
blech und Kupfer.

Die beiden Pariser wollten ihren Rundgang fortsetzen, weil
sie ihr neues Besitztum ja nur ein einziges Mal gesehen hat-
ten, und auch das eher flüchtig. Pächter Gouy und seine Frau
begleiteten sie; – und schon begann eine Jeremiade von Klage-
liedern.

Alle Baulichkeiten, von der Wagenremise bis zur Brenne-
rei, seien reparaturbedürftig. Für die Käseerei hätte ein eigener
zusätzlicher Anbau errichtet werden müssen; die Tore brauch-
ten neue Eisenbeschläge, die Grenzwälle müssten erhöht, der
Teich vertieft und der Bestand an Apfelbäumen in den drei
Höfen beträchtlich ergänzt werden.

Dann wurden die Felder und Wiesen besichtigt: Pächter
Gouy hielt sie für minderwertig: sie verbrauchten zu viel Dün-
ger, das Herankarren sei zu aufwändig – es sei unmöglich, alle
Steine von den Äckern aufzulesen, das Unkraut übersäuere die
Wiesen; – und diese Herabwürdigung seines Grund und Bodens
verdarb Bouvard die ganze gute Laune bei der Besichtigung.

Sie gingen durch den Hohlweg heim, unter einer Doppel-
reihe von Buchen. Das Anwesen kehrte ihnen von dieser seiner
Schauseite aus den Ehrenhof und die Fassade zu.

Sie war weiß gestrichen, mit erhabenen gelben Ornamenten.

Die Wagenremisen und die Vorratskammer, das Backhaus und der Holzstall schlossen sich in zwei rechtwinkligen Fluchten dahinter an. Die Küche stand mit einem kleinen Saal in Verbindung. Dahinter trat man durch den Hausflur in einen zweiten, größeren Saal und dann in den Salon ein. Die vier Zimmer im ersten Stock lagen in Richtung des Flures, der auf die Hofseite führte. Pécuchet wählte eines davon für seine Sammlungen; das letzte blieb der Bibliothek vorbehalten; und als sie die Schränke öffneten, fanden sie weitere alte Scharteken, es kam ihnen aber gar nicht in den Sinn, die Titel zu lesen. Das Vordringlichste war der Garten.

Bouvard hatte beim Durchstreifen des Laubenganges unter dem Astgewirr eine Dame aus Gips entdeckt. Sie hob mit zwei Fingern den Rock, die Knie gebeugt, den Kopf leicht auf die Schulter geneigt, so als ob sie überrascht zu werden fürchtete. – »Oh, Pardon! Tun Sie sich keinen Zwang an!« – und diese Witzelei erheiterte sie dermaßen, dass sie sie drei Wochen lang zwanzig Mal täglich wiederholten.

Mittlerweile verlangte es die Bürger von Chavignolles danach, ihre Bekanntschaft zu machen – man beobachtete sie bereits durch das Gatter. Sie nagelten die Spalten mit Brettern zu. Die Bevölkerung war befremdet.

Zum Schutz gegen die Sonne trug Bouvard ein zum Turban geschlungenes Halstuch, Pécuchet seine Kappe; und er hatte immer eine lange Schürze mit einer vorn aufgenähten Tasche umgebunden, in der eine Heckenschere, sein Halstuch und seine Tabaksdose steckten. Mit aufgekrempelten Ärmeln arbeiteten sie Seite an Seite, ackerten, jäteten, beschnitten, bürdeten sich wahre Gedinge auf und nahmen die Mahlzeiten so schnell wie möglich ein; – den Kaffee aber tranken sie in der Weinlaube, um die Aussicht genießen zu können.

Wenn sie eine Schnecke fanden, rückten sie ihr zu Leibe und zertraten sie, wobei sie die Mundwinkel verzogen, als ob sie eine Nuss zerbissen. Nie gingen sie ohne ihren Spaten aus, – und die Regenwürmer zerhackten sie mit solcher Wucht, dass das eiserne Blatt des Werkzeuges drei Zoll tief ins Erdreich eindrang.

Um der Raupenplage Herr zu werden, verabfolgten sie den Bäumen heftige Stockschläge, geradezu erbittert.

Bouvard pflanzte mitten auf den Rasen einen Strauch Pfingstrosen – und legte Tomatenstauden so aus, dass sie sich wie Leuchter von der Wölbung des Laubenganges herunter ranken sollten.

Pécuchet ließ vor der Küche eine große Grube ausheben und teilte sie in drei Sektoren, in denen er Komposthaufen anlegen wollte, die das Wachstum einer Reihe anderer Früchte und Pflanzen fördern sollten, deren Reste wiederum andere Saaten mit wiederum anderen Verfallsprodukten düngen würden – und so fort bis ins Unendliche; und vor seinem geistigen Auge sah er, am Rande der Grube vor sich hin träumend, in nächster Zukunft Berge von Früchten, Wogen von Blumen und Lawinen von Gemüse vorbeiziehen. Aber es fehlte ihm der Pferdedung, wie er für solche Mistbeete unerlässlich ist. Die Bauern verkauften keinen; die Gastwirte rückten ihn nicht heraus. Schließlich fasste er nach langem Suchen, trotz der Einwände Bouvards und unter Aufgabe allen Schamgefühls, den Entschluss, »selbst in die Scheiße zu greifen«!

Bei eben dieser Tätigkeit betraf ihn eines Tages Madame Bordin, mitten auf der Straße. Nachdem sie ihn lang und breit belobigt hatte, erkundigte sie sich nach seinem Freund. Die schwarzen Augen dieser Person, glänzend, obwohl klein, ihre frischen Farben und ihre Selbstsicherheit (sie hatte sogar einen Anflug von Bartflaum) schüchternen Pécuchet ein. Er antwortete kurz angebunden und drehte ihr den Rücken zu – eine Ungezogenheit, die Bouvard rügte.

Dann kamen die trüberen Tage, der Schnee, die großen Fröste. Sie richteten sich in der Küche ein und verfertigten Drahtspaliere; oder sie liefen durch die Räume, plauderten am Feuer und schauten dem niederrieselnden Regen zu.

Von Mittfasten an witterten sie den Frühling und wiederholten sich jeden Morgen: »Es wird.« Aber der Sommer ließ auf sich warten, und sie beschwichtigten ihre Ungeduld, indem sie sich vorsagten: »Es wird schon werden.«

Endlich sahen sie die Erbsen durchbrechen. Der Spargel schoss auf. Die Reben gediehen vielversprechend.

Da sie sich auf die Gärtnerei ja offensichtlich verstanden, durften sie wohl auch bei der Feldbestellung auf Erfolg hoffen; – und es packte sie der Ehrgeiz, ihren Pachthof selbst zu bewirtschaften. Mit etwas gesundem Menschenverstand und viel Übung würden sie sich doch zweifellos achtbar aus der Affäre ziehen.

Zunächst aber mussten sie sich Einblick in die Arbeitsweise der anderen verschaffen; – und sie schrieben einen Brief an Monsieur de Faverges, in dem sie ihn um die Ehre baten, seinen Betrieb besichtigen zu dürfen. Auf der Stelle gab ihnen der Graf eine Audienz.

Nach einem einstündigen Fußmarsch kamen sie am Hang eines Hügels an, der das Flusstal der Orne krönte. Unten strömte in zahlreichen engen Schleifen der Fluss dahin. Rote Sandsteinblöcke ragten hier und da auf, und noch höhere Felsen bildeten in der Ferne eine Art Steilküste, die sich über dem mit reifen Ährenfeldern übersäten Land auftürmte. Auf dem Hügel des gegenüberliegenden Ufers spross das Grün so satt und üppig, dass es die Häuser verdeckte. Bäume zerteilten es in unregelmäßige Felder, die sich durch dunklere Linien aus dem Gras heraushoben.

Plötzlich lag dann der Gesamtkomplex des Gutes vor ihnen. Ziegeldächer wiesen auf den Pachthof hin. Das Schloss mit seiner weißen Fassade lag rechter Hand, mit einem Wald dahinter, und eine Rasenfläche fiel sanft zum Fluss hin ab, in dem Platanenreihen ihren Schatten spiegelten.

Die beiden Freunde kamen bei einem Luzernenfeld an, auf dem gerade Heu gemacht wurde. Frauen mit Stroh Hüten, Indienne-Kopftüchern oder Papierhelmen wendeten mit Rechen das am Boden liegende Heu; und am anderen Ende des Feldes, bei den Mieten, wurden die Garben rasch auf einen länglichen, mit drei Pferden bespannten Karren geworfen. Der Graf näherte sich, gefolgt von seinem Verwalter.

Er war in groben Barchent gewandet, hielt sich sehr steif und trug Bartkoteletten, und in seinem Habitus lag etwas zugleich

Beamten- und Dandyhaftes. Sein Gesichtsausdruck blieb starr und unbewegt, auch wenn er sprach.

Nach dem Austausch der üblichen Höflichkeitsfloskeln erläuterte er ihnen sein System der Heubereitung; die Schwaden würden behutsam gewendet, ohne sie auseinander zu reißen; die Diemen müssten kegelartig geformt sein und die Garben an Ort und Stelle gebündelt und dann dutzendweise gestapelt werden. Was den englischen Rechen betreffe, so sei sein Wiesengelände für ein solches Gerät zu wellig.

Ein kleines Mädchen, das barfüßig in seinen Holzpantinen ging und dessen Körper durch die Risse in seinem Fähnchen zu sehen war, brachte den Frauen zu trinken und schenkte Cidre aus einem Krug ein, den sie auf der Hüfte abstützte. Der Graf fragte, woher das Kind käme; niemand wusste etwas darüber. Die Heuerinnen hatten es angenommen, es sollte ihnen bei der Arbeit zur Hand gehen. Er zuckte mit den Schultern, und im Weggehen machte er noch einige abfällige Bemerkungen über die leichtfertige Moral »unserer« Landbevölkerung.

Bouvard äußerte sich lobend über seine Heuernte. Sie sei, so der Graf, in der Tat recht gut, trotz der Einbußen durch die *Cuscuta*; die künftigen Agronomen spitzten die Ohren bei dem Wort *Cuscuta*. Angesichts der Größe seines Viehbestandes halte er sich an künstliche Weiden; übrigens eine gute Vorfrucht für die anderen Ernten, was allerdings nicht für alle Futterwurzeln Geltung habe. – »Jedenfalls erscheint mir das unbestreitbar.« »Oh, ganz unbestreitbar«, echoten Bouvard und Pécuchet wie aus einem Mund.

Sie standen am Rande eines sorgsam gelockerten und gekrümelten Feldes: Ein Pferd, das am Zügel geführt wurde, zog einen großen Kasten auf drei Rädern. Sieben darunter angebrachte Schermesser eggten parallel verlaufende schmale Furchen, in die, durch bis zum Boden reichende Röhrchen, das Saatgut rieselte.

»Hier«, sagte der Graf, »säe ich Runkelrüben. Die Runkelrübe bildet die Grundlage im Rhythmus meiner Vierjahresfruchtfolge.« Und er setzte zu einer Demonstration des Sävorganges an. Plötzlich aber rief ihn ein Diener ins Schloss. Man verlange dort nach ihm.

An seine Stelle trat der Verwalter, ein Mensch mit verschmitztem Gesicht und übertrieben höflichem Benehmen.

Er führte »diese Herren« auf ein anderes Feld, auf dem vierzehn Schnitter mit entblößter Brust und gespreizten Beinen Roggen mähten. Die Sensen schwirrten durch die Halme, die sich nach rechts legten. Jeder beschrieb vor sich einen Halbkreis, und alle rückten im gleichen Rhythmus und in einer Reihe vor. Die beiden Pariser bewunderten ihre Arme und fühlten sich, angesichts der fruchtbaren Scholle, von einer Art religiöser Inbrunst ergriffen.

Weiter gingen sie an mehreren frisch gepflügten Feldern entlang. Die Abenddämmerung sank herein, Krähen ließen sich in den Furchen nieder.

Dann stießen sie auf die Viehherden. Hier und da weideten Schafe, und man hörte ihr ständiges mahlendes Geräusch beim Grasens. Ein Schäfer strickte, auf einem Baumstamm sitzend, an einem Strumpf, während sein Hund ganz in der Nähe lag.

Der Verwalter half Bouvard und Pécuchet, einen Pfahlzaun zu überklettern; und sie durchquerten zwei Obsthöfe, in denen Kühe unter Apfelbäumen wiederkäuten.

Alle Gebäude des Pachthofes hingen miteinander zusammen und nahmen die drei rückwärtigen Seiten des Gehöfts in Anspruch. Die Arbeiten wurden mechanisch verrichtet, und zwar mit Hilfe einer Turbine, die durch einen umgeleiteten kleinen Bach angetrieben wurde. Lederne Transmissionsriemen führten von einem Dach zum anderen, und mitten auf dem Misthaufen war eine gusseiserne Pumpe in Betrieb.

Bei den Schafställen wies der Verwalter auf kleine Schlupflöcher am Boden und bei den Schweineställen auf trickreiche Luken hin, die sich von selbst wieder schlossen.

Die Scheune war gewölbt wie eine Kathedrale, mit Ziegelrundbögen, die auf Mauern aus Naturstein aufruhten.

Um den fremden Herren etwas Unterhaltsames zu bieten, warf eine Magd den Hühnern ein paar Händevoll Hafer hin. Der Hebelbaum der Kelter erschien ihnen riesenhaft, und sie stiegen weiter ins Taubenhaus hinauf. Besonders aber beeindruckte sie die Molkerei. Hähne in den Ecken des Raumes spen-

deten Wasser zur Spülung der Bodenplatten, und beim Eintritt schlug einem eine kühle Frische entgegen. Braune Krüge, auf Lattengesimsen aufgereiht, waren bis zum Rand mit Milch gefüllt. Andere, weniger tiefe Gefäße enthielten Sahne. Die Butterwecken türmten sich aufeinander wie die Schaftstücke einer Messingsäule, und der Milchschaum schwappte über den Rand der Eimer, die man gerade zur Aufbewahrung abgestellt hatte. Die größte Zierde des Gutshofes aber war der Kuhstall. Eine senkrechte Längswand aus Holzlatten teilte den ganzen Raum in zwei Abteilungen: die eine für das Vieh, die andere für den Stalldienst. Da alle Luken geschlossen waren, war die Sicht im Raum denkbar schlecht. Die angeketteten Rinder käuerten friedlich wieder, und ihre Leiber strömten eine Wärme aus, die von der niedrigen Decke zurückgestrahlt wurde. Aber plötzlich wurde Licht gemacht; ein dünner Wasserstrahl plätscherte in die Rinne, die an den Heuraufen vorbeilief. Ein Brüllen und Muhen hob an; Hörner verursachten Geräusche wie von klappernden Holzstangen. Alle Rinder streckten ihre Mäuler durch die Gitterstäbe und sofften gemächlich.

Im Hof fuhrn die großen Gespanne ein, und Fohlungewieher ertönte. Im Erdgeschoss wurden zwei oder drei Lichter angezündet und wieder gelöscht. Die Landarbeiter gingen langsam durch, mit ihren Holzpantinen auf dem Steinfußboden schlurfend – und es ertönte die Glocke, die zum Abendbrot rief.

Die beiden Besucher machten sich auf.

Alles, was sie gesehen hatten, begeisterte sie. Ihr Entschluss stand fest. Und selbigen Abends noch holten sie sich aus ihrer Bibliothek die vier Bände der *Maison rustique*, ließen sich das Lehrbuch von Gasparin schicken und nahmen ein Abonnement auf eine landwirtschaftliche Zeitschrift.

Um die Märkte bequemer erreichen zu können, kauften sie sich eine offene Halbkutsche, die Bouvard lenkte.

In blauen Kitteln, mit breitkrepmpigen Hüten auf dem Kopf, Gamaschen bis zum Knie und einer Rosskamm-Peitsche in der Hand, strichen sie um das Vieh herum, fragten die Knechte aus und fehlten bei keiner Landwirtschaftsmesse.

Bald fielen sie Pächter Gouy mit ihren ungebetenen Ratsschlägen auf die Nerven, weil sie sein System der Brachewirtschaft grundsätzlich in Frage stellten. Aber der Pächter hielt sich ans Althergebrachte. Wegen angeblichen Hagelschlages verlangte er einen Pachtnachlass. Abgaben in Naturalien liefert er keine. Und selbst bei den berechtigtesten Vorhaltungen stieß seine Frau schrille Schreie aus. Schließlich äußerte Bouvard die Absicht, den Pachtvertrag nicht mehr zu verlängern.

Von diesem Zeitpunkt an sparte Pächter Gouy am Dünger, ließ das Unkraut wuchern, ruinierte die Böden; – und er machte sich mit einer wütenden Miene davon, die Rachepläne verhielt.

Für den Anfang hatte Bouvard 20000 Francs, das heißt mehr als das Vierfache der Pachtsumme, für ausreichend gehalten. Sein Pariser Notar schickte sie ihm.

Ihr Flächenbestand belief sich auf fünfzehn Hektar an Feldern und Wiesen, dreiundzwanzig an Ackerland und fünf an Brachfeld, auf einem mit Steinen übersäten Hügel gelegen, der in der Gegend die *Butte* hieß.

Sie besorgten sich alle unerlässlichen Gerätschaften, vier Pferde, zwölf Kühe, sechs Schweine, hundertsechzig Schafe – und als Gesinde zwei Fuhrknechte, zwei Mägde, einen Hausdiener und einen Schäfer mit einem großen Hund.

Um sofort Geld flüssig zu haben, verkauften sie ihr gesamtes Viehfutter. – Der Erlös wurde auf ihrem Anwesen ausbezahlt; das Gold der Napoleon-Taler, die auf die Haferkiste gezählt wurden, erschien ihnen leuchtender als jedes andere, ungewöhnlicher und wertvoller.

Im November maischten sie Cidre. Bouvard führte das Pferd, und Pécuchet, der selbst in den Trog gestiegen war, holte mit einer Schaufel den ausgepressten Treber heraus. Sie keuchten beim Drehen der Schraube, schöpften die Bütte aus, hatten ein wachsames Auge auf die Spundlöcher und Zapfen, trugen dicke Holzpantinen, und die Arbeiten machte ihnen über alle Maßen Spaß.

Ausgehend von dem Grundsatz, man könne gar nicht genug Getreide haben, gaben sie etwa die Hälfte ihrer künstlichen Wiesen auf; und da sie keinen Dünger hatten, nahmen sie

Ölkuchen, die sie unzerkleinert ins Erdreich einsenkten – so dass der Ertrag jämmerlich ausfiel.

Im folgenden Jahr brachten sie das Saatgut sehr dicht aus. Gewitter kamen auf. Die Halme legten sich.

Dennoch versteiften sie sich auf den Weizen und setzten es sich in den Kopf, die *Butte* zu entsteinen. Ein kleiner Korbwagen transportierte die Steine. Und das ganze Jahr über, von morgens bis abends, bei Regen und Sonnenschein, sah man immer denselben Korbwagen mit immer demselben Kutscher und immer demselben Pferd den kleinen Hügel erklimmen, hinunter rollen und erneut erklimmen. Manchmal trabte Bouvard hinterher und legte auf halber Höhe Pausen ein, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

Da sie zu niemandem Vertrauen hatten, versorgten sie ihre Tiere selbst und verabreichten ihnen Einläufe und Klistiere.

Auf dem Hof kam es zu beträchtlichen Schlampereien. Die Viehmagd wurde schwanger. Also nahmen sie nur noch verheiratetes Gesinde; dessen Kinder kamen mit, und bald wimmelte es von Vettern, Kusinen, Onkeln und Tanten; ein ganzer Schwarm von Nutznießern lebte schließlich auf ihre Kosten; – und sie entschlossen sich, abwechselnd selbst im Pachthof zu übernachten.

Abends aber überkam sie die Traurigkeit. Die Unordentlichkeit im Zimmer war ihnen ein Dorn im Auge – und Germaine, die ihnen die Mahlzeiten herübertrug, maulte bei jedem Gang über den weiten Weg. Man haute sie nach Strich und Faden übers Ohr. Die Drescher schütteten ihnen Getreidekörner in die Trinkbecher. Pécuchet erwischte einen dabei, zerrte ihn an den Schultern hinaus und schrie:

»Elender Wicht! Du bist der Schandfleck des Dorfes, das dich zur Welt gebracht hat!«

Er flößte ihnen keinerlei Respekt ein. Überdies hatte er Gewissensbisse beim Betreten des Gartens. Seine Instandhaltung hätte seine ganze, ungeteilte Arbeitskraft erfordert. – Also mochte sich Bouvard um den Pachthof kümmern. Sie beredeten die Sache, und so geschah's.

Das Erste und Wichtigste waren gute Mistbeete. Pécuchet

ließ sich eines aus Ziegeln bauen. Er strich selbst die Fensterahmen an, und da er die Sonnenstrahlen fürchtete, bestrich er alle Glasglocken mit Kreide.

Bei den Steckreisern war er so vorsichtig, die Köpfe mit den Blättern auszuheben. Dann machte er sich ans Einsenken. Er versuchte es mit verschiedenen Arten des Pfropfens, dem Geißfußpfropfen, dem Kopulieren durch Anplatten, mit Gegenzungen und Sattel, mit dem englischen Pfropfen. Mit welcher Sorgfalt fügte er die Reiser auf die Unterlagen! Wie fest er die Verbindungen schnürte! Wie viel Baumwachs er dabei verstrich!

Zwei Mal täglich nahm er seine Gießkanne und schwenkte sie über den Pflanzen, als ob er sie beweihräuchern wollte. Und wenn sie unter den feinen Strahlen, die herab rieselten, aufzublühen und zu ergrünen begannen, kam es ihm vor, als würde er selbst getränkt und mit ihnen neugeboren. Dann ließ er sich, in einer Art Ekstase, dazu hinreißen, den Brausenkopf von der Gießkanne zu drehen, und verschüttete den Guss geradezu ausschweifend aus offenem Rohr.

Am Ende des Laubenganges, unmittelbar neben der Gipsdame, erhob sich eine Art Hütte aus Knüttelholz. Darin verwahrte Pécuchet seine Werkzeuge und verbrachte köstliche Stunden damit, seine Sämereien zu verlesen, Etiketten zu pinseln und seine kleinen Pflanzentöpfchen in Ordnung zu halten. Um auszuruhen, setzte er sich vor der Tür auf eine Kiste und träumte von weiteren Verschönerungen.

Zu Füßen der Freitreppe hatte er zwei Körbe mit Geranien bepflanzt; zwischen die Zwergzypressen und die spindelförmig gezogenen Obstbäume setzte er Sonnenblumen; – und da die Beete mit Butterblumen getüpfelt und alle Wege mit frischem Sand bestreut waren, erstrahlte der Garten jetzt in einer wahren Wolke von gelben Farbtönen.

Aber das Mistbeet wimmelte von Raupen; – und trotz der Schutzschicht von welken Blättern unter den angestrichenen Fenstern und den kreidebestreuten Glocken keimte nur eine kümmerliche Vegetation auf. Die Steckreiser schlugen keine Wurzeln, die Pfropfreiser lösten sich von den Gegenzungen, der Saft der Senkreiser stockte, die Bäume hatten die Weißfäule

an den Wurzeln; die Samenbeete waren ein trostloser Anblick. Der Wind trieb sein Spiel mit den Bohnenstangen. Das Zuviel an Dünger schadete den Erdbeeren, das Zuwenig an Ausbrechen den Tomaten.

Mit Broccoli, Auberginen, Steckrüben und Brunnenkresse, die er in einem Zuber hatte aufziehen wollen, erlebte er dasselbe Fiasko. Nach dem Ende des Tauwetters waren auch alle Artischocken eingegangen.

Einzig die Kohlköpfe waren ihm ein Herzenstrost. Vor allem einer machte ihm Hoffnungen. Er entfaltete sich, schoss auf, wurde schließlich riesig und völlig ungenießbar. Einerlei! Pécuchet war es zufrieden, ein Monstrum zu besitzen.

Daraufhin versuchte er sich an dem, was ihm als die Kunst der Künste erschien: der Melonenzucht.

Er setzte Samen verschiedener Arten in mit Humus gefüllten Tellern aus, die er in sein Mistbeet stellte. Dann legte er ein weiteres Mistbeet an, und als seine Hitze ausgekühlt war, pflanzte er seine schönsten Exemplare darin um, mit Schutzglocken darüber. Er beschnitt sie genau nach den Anweisungen des *Guten Gärtners*, päppelte die Blüten, ließ die Früchte langsam reifen, wählte eine an jedem Zweig aus und pflückte die anderen ab, und sobald sie auch nur nussgroß waren, schob er ihnen Holztäfelchen unter die Schalen, um sie vor dem Verfaulen zu schützen, wenn sie mit dem feuchten Pferdemit in Berührung kamen. Er begoss sie, belüftete sie, beschattete sie, wischte mit dem Taschentuch den Beschlag von den Gläsern – und wenn Wolken aufzogen, trug er eilends kleine Strohmatten herbei.

Nachts fand er keinen Schlaf. Mehrmals stand er sogar auf; und barfuß in den Stiefeln und im Nachthemd schlotternd, trabte er durch den ganzen Garten, um seine Bettdecke über die Glaskästen zu breiten.

Die Melonen wurden reif.

Bei der ersten schnitt Bouvard einen Flunsch. Die zweite war nicht besser, auch die dritte nicht; bei jeder erfand Pécuchet eine neue Ausrede, bis zur letzten, die er zum Fenster hinauswarf, wobei er erklärte, er verstünde wohl doch nichts davon.

Weil er verschiedene Sorten in unmittelbarer Nachbarschaft gezogen hatte, hatten sich die Zuckermelonen mit den Netzmelonen bastardisiert, die dicke Portugiesische und der Großmogul – und da die Nähe der Tomaten die Anarchie auf die Spitze trieb, waren scheußliche Kreuzungen entstanden, die im Geschmack Kürbissen ähnelten.

Daraufhin wandte sich Pécuchet der Blumenzucht zu. Er schrieb an Dumouchel wegen der Samen und Stauden, versorgte sich mit einem Vorrat von Heideerde und machte sich entschlossen an die Arbeit.

Aber er pflanzte Passionsblumen in den Schatten, Stiefmütterchen in die grelle Sonne, erstickte die Hyazinthen in Dünger, goss die Lilien bei offener Blüte, verdarb den Rhododendron durch übermäßige Beschneidung, stimulierte das Wachstum der Fuchsien mit Gallerte und dörnte ein Granatapfelbäumchen aus, weil er es zu dicht an den Küchenherd rückte.

Bei Anbruch der Frostperiode schützte er die Heckenrosen mit stark gewachsenen Papiertüllen: sie sahen aus wie Zuckerwattebüsche, die an dünnen Stäbchen in die Luft gehalten wurden. Die Stützen der Dahlien waren riesig – und zwischen ihren geraden Reihen tauchten die gewundenen Zweige einer *Sophora japonica* auf, die unverändert blieben, ohne einzugehen oder zu sprießen.

Aber wenn in den Gärten der Hauptstadt die seltensten Bäume gediehen, mussten sie das ja auch in Chavignolles tun; und Pécuchet besorgte indischen Flieder, China-Rosen und Eukalyptus, dessen Beliebtheit damals noch in den Anfängen stand. Alle seine Experimente schlugen fehl. Jedes Mal war er bass erstaunt.

Wie er hatte auch Bouvard mit Widrigkeiten und Rückschlägen zu kämpfen. Sie fragten sich gegenseitig um Rat, schlugen in einem Buch nach, nahmen ein anderes zur Hand und wussten schließlich nicht mehr, wie sie sich im Gewirr der auseinander strebenden Meinungen verhalten sollten.

Was etwa den mineralischen Mergel betrifft, so empfiehlt ihn Puvis; das Handbuch von Roret lehnt ihn ab.

Im Hinblick auf den gepulverten Gips scheinen Rieffel und

Monsieur Rigaud, trotz des Vorbildes von Franklin, nicht sehr begeistert.

Die Brachewirtschaft war, Bouvard zufolge, nur ein gotisches Vorurteil. Gleichwohl verzeichnet Leclerc Fälle, wo sie unerlässlich ist. Gasparin zitiert einen Lyoner, der ein halbes Jahrhundert lang auf immer demselben Boden mit Erfolg Getreide angebaut habe: das schleift die Theorie der Koppelswirtschaft. Tull gibt der Bodenbearbeitung den Vorzug vor der Düngung; und zu guter Letzt meldet sich Major Beatson zu Wort: keins von beiden, weder Bearbeitung noch Düngung!

Um die Wetterzeichen im Voraus deuten zu können, studierten sie die Wolkenformen nach der Klassifikation von Luke Howard. Sie betrachteten die sich weit hinbreitenden, zottigen Mähnenwolken, andere, die wie Inseln aussahen, wieder andere, die man für hochgetürmte Schneegebirge halten konnte, und versuchten dabei, die Nimbus- von den Zirkus-, die Stratus- von den Kumuluswolken zu unterscheiden; die Formen wandelten sich, bevor sie überhaupt die richtigen Namen gefunden hatten.

Das Barometer täuschte sie, mit dem Thermometer konnten sie nichts anfangen, und zu guter Letzt nahmen sie zu dem alten Hausmittel Zuflucht, auf das unter Ludwig XV. ein Priester in der Touraine verfallen war. Ein Bluteigel in einem Glas sollte bei bevorstehendem Regen steigen, bei stabilem Hochdruck ruhig auf dem Boden liegen bleiben und sich bei drohendem Sturm unruhig schlängeln. Aber Luftdruck und Bluteigel waren nahezu ständig uneins. Sie setzten drei weitere zu ihm hinein. Alle vier führten sich völlig verschieden auf.

Nach angestrengtem Nachdenken erkannte Bouvard, dass er sich geirrt hatte. Sein Pachthof erforderte die Bewirtschaftung großen Stils, das intensive System, und er riskierte alles, was er an flüssigem Kapital verfügbar hatte: dreißigtausend Francs.

Von Pécuchet angestachelt, verfiel er in einen wahren Dünger-Taumel. In die Kompostgruben wurden Gesträuch und Blattwerk geworfen, Blut, Gedärme, Federn, alles, was er nur aufreiben konnte. Er setzte belgischen Flüssigdünger, schweizerischen Güllendünger, *Da-Olmi*-Lauge, saure

Heringe, Seetang, Lumpen ein, ließ Guano herankarren, versuchte selbst welchen herzustellen – und seine Prinzipien auf die Spitze treibend, duldet er es nicht, dass Urin verloren ging: er schaffte die Aborte ab. Man brachte ihm Tierkadaver auf den Hof, mit denen er seine Böden düngte. Und das zerstückelte Aas übersäte das Land. Bouvard lachte inmitten dieser ganzen verseuchten Kloake. Eine fahrbare Pumpe, auf einen Karren montiert, versprühte Jauche auf die Saaten. Allen, die das anwiderte, entgegnete er: »Aber das ist Gold! Pures Gold!« – und er bedauerte, nicht mehr Dünger zur Verfügung zu haben. Glückliche Landstriche, wo sich natürliche Grotten voller Vogelmist fänden!

Die Rapsernte fiel kläglich aus, die Haferausbeute war mitelmäßig, und der Weizen verkaufte sich schlecht wegen seines unangenehmen Geruchs. Und seltsamerweise warf die endlich entsteinte *Butte* weniger Ertrag ab als zuvor.

Er hielt es für angezeigt, seine Gerätschaften zu erneuern. Er kaufte einen Messerpflug System Guillaume, eine Krümmeregge Marke Valcourt, eine englische Sämaschine und den großen Pflug von Mathieu de Dombasle; aber der Pflüger ließ kein gutes Haar daran.

»Lern' erst mal, richtig damit umzugehen!«

»Na gut! Zeigen Sie's mir doch!«

Er versuchte es vorzumachen, verzettelte sich aber dabei, und die Bauern grinsten schadenfroh.

Nie gelang es ihm, sie an seine Glockenzeichen zu gewöhnen. Unaufhörlich schrie er hinter ihnen her, rannte von einer Ecke in die andere, schrieb seine Beobachtungen in ein Heft, traf Verabredungen, die er auf der Stelle wieder vergaß – und er sprudelte nur so über vor lauter Unternehmereinfällen. Er setzte es sich, im Hinblick auf den wachsenden Opiumkonsum, sogar in den Kopf, Mohn anzubauen und vor allem Tragant, den er unter dem Markennamen »Familienkaffee« verkaufen wollte.

Um seine Rinder rascher zu mästen, ließ er sie alle vierzehn Tage zur Ader.

Er schlachtete kein einziges seiner Schweine und stopfte sie

mit gesalzenem Hafer voll. Der Schweinekoben wurde bald zu eng. Sie durchwühlten den Hof, trampelten die Gitter nieder und bissen die Leute.

Während der großen Hitzewellen erkrankten fünfundzwanzig Schafe an der Drehsucht und krepiereten wenig später.

In ein und derselben Woche gingen, dank der Aderlässe Bouvards, drei Rinder ein.

Zur Vertilgung der Engerlinge dachte er sich ein Verfahren aus, bei dem zwei Männer Hühner in einem kleinen Räderkarren hinter dem Pflug her schoben – unweigerlich wurden den Tieren die Läufe gebrochen.

Er braute Bier aus den Blättern des wilden Gamander und gab es den Schnittern anstelle von Cidre zu trinken. Es kam zu Magenbeschwerden. Die Kinder heulten, die Frauen wimmerten, die Männer wurden wütend. Sie drohten, allesamt den Dienst zu quittieren, und Bouvard gab nach.

Um sie jedoch von der Unschädlichkeit seines Gebräus zu überzeugen, trank er vor ihren Augen mehrere Flaschen leer, fühlte sich danach zwar elend, verbarg seine Schmerzen aber unter einer lachenden Miene. Er ließ sich die Mixtur sogar ins Haus bringen und trank abends mit Pécuchet davon, und beide gaben sich alle Mühe, sie gut zu finden. Schließlich durfte ja nichts umkommen!

Als Bouvard die Koliken unerträglich wurden, holte Germaine den Arzt.

Der kam denn auch, ein ernst dreinblickender Mann mit gewölbter Stirn, der seinem Patienten als Erstes einen Schrecken einjagte. Der Brechdurchfall des Herrn müsse mit diesem Bier zusammenhängen, von dem überall die Rede sei. Er wollte die Zusammensetzung wissen und tadelte sie, die Achseln zuckend, mit wissenschaftlichen Fachausdrücken. Pécuchet, der das Rezept geliefert hatte, war zu Tode betrübt.

Trotz der verhängnisvollen Kalkdüngungen, der Einsparung der Zweitbestellung und der verspäteten Entdistelung hatte Bouvard im folgenden Jahr eine schöne Weizenernte zu erwarten. Er wollte sie durch Fermentierung nach holländischer Art trocknen, System Clap-Mayer: das heißt, er ließ sie auf einen

Schlag vom Halm schneiden und zu großen Diemen aufschichten, die man, sobald das Gras daraus zu entweichen begann, zerharken und dann der Sonne aussetzen wollte; – danach zog sich Bouvard in aller Seelenruhe zurück.

Am nächsten Tag hörten sie, als sie beim Essen saßen, in der Buchenallee einen Trommelwirbel. Germaine rannte fort, um nachzusehen, was da los war; aber der Trommler war bereits zu weit weg. Beinahe unverzüglich begann die Glocke der Kirche heftig zu läuten.

Bouvard und Pécuchet bekamen es mit der Angst. Sie sprangen auf und rannten, ungeduldig, die Ursache zu erfahren, spornstreichs und barhäuptig in Richtung Chavignolles.

Eine alte Frau ging vorbei. Sie wusste von nichts. Sie hielten einen kleinen Jungen an, der antwortete: »Ich glaube, es brennt!« und der Trommler trommelte wie entfesselt weiter, die Kirchenglocke läutete Sturm. Endlich erreichten sie die ersten Häuser des Dorfes. Der Krämer rief ihnen schon von weitem entgegen: »Bei Ihnen brennt's!«

Pécuchet verfiel in rhythmischen Trab und herrschte den in gleicher Gangart neben ihm her hastenden Bouvard an: »Eins, zwei! Eins, zwei! Im Gleichschritt, wie bei den Jägern von Vincennes.«

Der Weg, den sie eingeschlagen hatten, stieg stetig an; das steile Gelände verstellte ihnen die Sicht. Endlich kamen sie oben an, nicht weit von der *Butte*; – und mit einem Blick war das ganze Unheil zu überschauen.

Wie Feuer speiende Vulkane standen alle über die kahle Ebene verstreuten Diemen in Flammen und loderten in der Abendstille.

Im Umkreis der größten tummelten sich etwa dreihundert Leute. Unter dem Kommando von Monsieur Foureau, dem mit seiner Trikolorenschärpe geschmückten Bürgermeister, reichten junge Burschen mit Stangen und Forken das Stroh vom Dach der Dieme, um wenigstens einen Teil zu retten.

Bouvard hätte in seiner Verwirrung beinahe Madame Bordin über den Haufen gerannt, die auch dort herumstand. Als er dann einen seiner Bediensteten erkannte, überhäufte er ihn

mit Verwünschungen, weil er nicht rechtzeitig benachrichtigt worden war. Der Knecht war nämlich in seinem Übereifer zunächst nach Hause gelaufen, dann zur Kirche, schließlich zu seinem Herrn und hatte bei der Rückkehr den anderen Weg genommen.

Bouvard verlor den Kopf. Sein Gesinde umringte ihn, wirt durcheinander redend – und er lehnte es kategorisch ab, die Mieten abtragen zu lassen, flehte vielmehr um Beistand, rief nach Löschwasser und verlangte Feuerwehrleute.

»Haben wir denn welche?«, schrie der Bürgermeister.

»Eben, Ihre Schuld!«, blaffte Bouvard zurück. Er ereiferte sich schließlich und ließ sich zu beleidigenden Äußerungen hinreißen; – und alle bewunderten die gefasste Gelassenheit von Monsieur Foureau, der gleichwohl saugrob werden konnte, wie seine dicken Lippen und sein Bulldoggengesicht erahnen ließen.

Die Hitzestrahlung der brennenden Diemen wurde so stark, dass man sich ihnen nicht mehr nähern konnte. Unter den verzehrenden Flammen begann das Stroh sich knisternd zu drillen, die Getreidekörner peitschten einem ins Gesicht wie Bleikügelchen. Dann stürzte die Dieme in einer großen Glutwolke zusammen, aus der die Funken stoben, und wabernde Schlieren wogten über der roten Masse, die in wechselnden Farbtönen verglomm, bald in zinnoberroten, bald in braunen wie von geronnenem Blut. Die Nacht war hereingebrochen, Wind kam auf; Rauchwirbel hüllten die Menge ein; – von Zeit zu Zeit stob ein Funkenschweif über den nachtschwarzen Himmel.

Leise schluchzend betrachtete Bouvard die Feuersbrunst. Seine Augen waren nahezu unter den geschwellenen Lidern verschwunden – und das ganze Gesicht wirkte unter dem Schock des Schmerzes gleichsam geweitet. Madame Bordin rief ihm, während sie mit den Fransen ihres grünen Schals spielte, mitleidig zu: »Ach, mein Armer!« und versuchte ihn zu trösten. Weil man ohnehin nichts mehr tun könne, müsse man eben sich darein fügen.

Pécuchet weinte nicht. Sehr blass oder vielmehr aschfahl, mit offenstehendem Mund und von Angstschweiß verklebten

Haaren, hielt er sich abseits, tief in Gedanken versunken. Der Geistliche, der urplötzlich aufgetaucht war, murmelte mit heuchlerischer Stimme: »Ach! Was für ein Unglück, wirklich! Das ist ja schrecklich. Ich versichere Sie meiner Anteilnahme ...!«

Die anderen zeigten keinerlei Betroffenheit. Lachend plauderten sie, die Hand zum Schutz vor den Flammen ausgestreckt. Ein alter Mann sammelte brennende Halme auf, um sich damit die Pfeife anzuzünden. Kinder begannen Ringelreihen zu tanzen. Ein Witzbold rief sogar, das sei doch alles sehr spaßig.

»Ja, spaßig schon!«, erwiderte Pécuchet, der es mit angehört hatte.

Das Feuer erlosch, die Kegel wurden niedriger, und eine Stunde später blieben nur noch Aschenhaufen übrig, die als schwarze, runde Brandmale die Ebene zierten. Daraufhin trollten sich alle davon.

Madame Bordin und der Abbé Jеufroy brachten die Herren Bouvard und Pécuchet nach Hause.

Auf dem Heimweg machte die Witwe ihrem Nachbarn liebenswürdige Vorhaltungen über seine Ungeselligkeit – und der Geistliche brachte sein unverhohlenes Erstaunen darüber zum Ausdruck, eines seiner vortrefflichsten Gemeindeglieder bisher noch nicht kennen gelernt zu haben.

Wieder allein miteinander, suchten sie nach der Brandursache, und anstatt zuzugeben – wie jedermann sonst –, dass das feuchte Stroh sich von selbst entzündet hatte, argwöhnten sie irgendeinen Rachefeldzug. Zweifellos hatten ihn Pächter Gouy und vielleicht sogar der Maulwurfsfänger angezettelt? Vor einem halben Jahr hatte Bouvard dessen Dienste nämlich ausgeschlagen und vor Zeugen sogar die Meinung vertreten, sein Gewerbe sei schädlich, der Staat solle es verbieten. Seit dieser Zeit machte der Mann die Gegend unsicher. Er trug einen wilden Vollbart und jagte ihnen Angst und Schrecken ein, vor allem abends, wenn er hinter den Höfen auftauchte und seinen langen Stab schüttelte, an dem die gefangenen Maulwürfe baumelten.

Der Schaden war beträchtlich, und um sich Klarheit über ihre Situation zu verschaffen, arbeitete Pécuchet eine Woche

lang die Bücher von Bouvard durch, die sich als regelrechtes »Labyrinth« erwiesen. Nachdem er die Tageseinnahmen, die Korrespondenz und das mit Bleistiftnotizen und Querverweisen übersäte Hauptbuch miteinander verglichen hatte, dämmerte ihm die nackte Wahrheit: keine verkäuflichen Erträge, keine zu erwartenden Einnahmen, und in der Kasse Ebbe. Das Kapital entpuppte sich als ein Soll von dreiunddreißigtausend Francs.

Bouvard wollte das alles gar nicht wahrhaben, und mehr als zwanzig Mal gingen sie die Bilanz erneut durch. Aber immer wieder kamen sie zu dem gleichen Ergebnis. Noch zwei Jahre einer solchen Misswirtschaft, und ihr Vermögen war dahin! Es blieb nur eins: verkaufen!

Wenigstens aber musste ein Notar hinzugezogen werden. Der Gang war überaus schmerzlich; Pécuchet nahm ihn auf sich.

Nach Meinung von Monsieur Marescot war es besser, keine Verkaufsanzeigen zu veröffentlichen. Er würde mit ernsthaften Interessenten über den Pachthof sprechen und ihre Angebote einholen.

»Sehr gut«, sagte Bouvard. »Dann haben wir ja noch etwas Luft!« Er wollte einen Pächter anstellen, und dann würde man schon weiter sehen. »Wir werden nicht schlechter gestellt sein als früher! nur müssen wir etwas sparsamer wirtschaften!«

Diese Sparmaßnahmen störten Pécuchet, weil davon auch sein Garten betroffen sein würde, und einige Tage später sagte er:

»Wir sollten uns ausschließlich dem Obstanbau widmen, nicht zum Spaß, sondern um der kaufmännischen Spekulation willen! – Eine Birne, die auf drei Sous kommt, wird in der Hauptstadt manchmal für fünf oder sechs Francs verkauft! Es gibt Gärtner, die sich mit Aprikosen fünfundzwanzigtausend Livres Rente verdienen! In Petersburg zahlt man im Winter einen Napoleon für eine Dolde Weintrauben! Ein schönes Gewerbe, gib es zu! Und was kostet es? Sorgfalt, Dünger und eine gut geschliffene Sichel!«

Er stachelte die Phantasie Bouvard's derart an, dass sie sich

auf der Stelle eine Liste der fraglichen Pflanzen aus ihren Büchern abschrieben; – und nach Auswahl derjenigen, die ihnen am märchenhaftesten vorkamen, wendeten sie sich an einen Baumgärtner in Falaise, der sich beeilte, sie mit dreihundert Setzlingen zu beglücken, die er nicht hatte losschlagen können.

Sie hatten sich einen Schlosser für die Spalierstangen kommen lassen, einen Eisenwarenhändler für die Querstreben, einen Zimmermann für die Baumstützen. Die Formen der Bäume hatten sie im Voraus bezeichnet. Ans Mauerwerk genagelte Lattenstücke erfüllten die Funktion von Kandelabern. Zwei Holzpfosten am jeweiligen Ende der Beete dienten als Führungen für die horizontal gespannten Drähte; – und im Obstgarten stellten Fassreifen die Struktur von Krügen, kegelförmig geführte Rundstäbe die von Pyramiden dar – so dass man, wenn man sie besuchte, Teile irgendeiner unbekanntenen Maschine oder Halterungen für ein künstliches Feuerwerk vor sich zu haben glaubte.

Nachdem die Löcher ausgehoben waren, beschnitten sie die Spitzen aller Wurzeln, der guten wie der schlechten, und gruben sie im Kompost ein. Ein halbes Jahr später waren die Pflanzen abgestorben. Neue Bestellungen beim Baumgärtner und neue Pflanzungen in neuen, noch tieferen Löchern! Aber der Regen weichte den Boden auf, die Pfropfreiser lösten sich von selbst von den Gegenzungen, und die Bäume befreiten sich von ihren Führungen.

Bei Frühlingsanbruch machte sich Pécuchet an das Beschneiden der Birnbäume. Er ließ die Nebenzweige stehen, verschonte die unfruchtbaren Zweige – und da er sich darauf versteifte, die Äste der Duchesse-Sorte, die schnurgerade nach einer Seite ausschlagen sollten, winkelrecht anzulegen, brach er sie unweigerlich ab oder riss sie aus. Bei den Pfirsichen verlor er völlig den Überblick über die oberen und unteren Seitentriebe der Leitäste. Lücken und überzählige Triebe traten immer genau dort auf, wo sie nicht erwünscht waren, und es wollte ihm einfach nicht gelingen, eine regelmäßige Figur mit je sechs Zweigen rechts und links ans Spalier zu fixieren – abgesehen

von den beiden Leitästen –, so dass das Ganze eine schöne und korrekte Fischgräte ergeben hätte.

Bouvard versuchte, Aprikosen zu ziehen; sie leisteten zähen Widerstand. Er stutzte die Stämmchen bis fast zur Erde hinab; keines schlug wieder aus. An den Kirschbäumen, die er angeschnitten hatte, trat Harz aus.

Anfangs machten sie lange Schnitte, was dazu führte, das die Gipfelknospen abstarben; dann kurze, die Wasserschösslinge zur Folge hatten, und oft zögerten sie, weil sie nicht wussten, was Holzknospen waren und was Blütenknospen. Über die Blüten hatten sie sich zunächst gefreut; aber als sie ihren Irrtum eingesehen hatten, pflückten sie drei Viertel davon ab, um den Rest zu schützen.

Uausgesetzt war von Saft und Kambium die Rede, von Einspalieren, Ausbrechen und Ausschneiden der Augen. In ihrem Esszimmer hatten sie eine Liste ihrer Schützlinge eingerahmt, mit einer laufenden Nummer, die sich im Garten auf einem Holztäfelchen am Fuße des Baumes wiederholte.

Von Morgengrauen an bis tief in die Nacht waren sie auf den Beinen, immer den Basthalter im Gürtel. Während der kühlen Frühlingvormittage behielt Bouvard seine Strickweste unter dem Kittel an und Pécuchet seinen alten Überrock unter der Sackleinwand, die ihm als Gärtnertracht diente; – und die Leute, die am Gitter vorbeikamen, hörten sie im Nebel husten.

Manchmal holte Pécuchet sein Handbuch aus der Tasche, und stocksteif dastehend, studierte er einen Abschnitt daraus, auf seinen Spaten gestützt, in eben der Gärtnerpose, wie sie auf dem Frontispiz des Buches abgebildet war. Diese Ähnlichkeit schmeichelte ihm ungemein. Der Autor stieg dadurch in seiner Achtung.

Bouvard dagegen machte sich ständig auf einer hohen Leiter an den Pyramiden zu schaffen. Eines Tages erlitt er einen Schwindelanfall – und weil er nicht herunter zu steigen wagte, rief er laut Pécuchet zu Hilfe.

Endlich waren die ersten kleinen Birnen zu erkennen, und der Obstgarten ließ auf Pflaumen hoffen. Daraufhin setzten sie alle gemeinhin empfohlenen Schutzmittel gegen die Vögel ein.

Aber die Spiegelscherben leuchteten und blendeten sie selbst, das Geratter der kleinen Windräder weckte sie nachts auf – und die Sperlinge richteten sich häuslich auf der Vogelscheuche ein. Sie machten eine zweite, sogar eine dritte, deren Lumpenbehang sie abwandelten, vergebens!

Dennoch durften sie auf ein paar Früchte hoffen. Pécuchet hatte Bouvard gerade eine Liste der zu erwartenden Erträge gebracht, als plötzlich ein Donnerschlag ertönte und Regen herabrauschte – ein schwerer, sturzbachartiger Regen. Der Sturm rüttelte in kurzen Abständen an den Spalieren, die Stützen rissen sich eine nach der anderen los – und von den gottverlassenen Spinnrocken-Bäumchen, die im Wind schwankten, purzelten die Birnen herab. Pécuchet hatte sich, von dem Unwetter überrascht, in seine Hütte geflüchtet. Bouvard harrete in der Küche aus. Draußen sahen sie Holzsplitter vorbeiwirbeln, Äste, Dachpfannen; – und die Frauen der Seeleute, die den Orkan an der zehn Seemeilen entfernten Küste miterlebten, hätten nicht sehnsüchtigeren Auges und bangeren Herzens auf das tobende Meer hinausschauen können. Plötzlich krachten denn auch die Stützen und Querstangen der Gegenspaliere mit dem ganzen Drahtgestell auf die Beete.

Was für ein Bild, das sich ihnen beim ersten Rundgang bot! Kirschen und Pflaumen bedeckten das Gras zwischen den dicht an dicht liegenden Hagelschlossen. Die Passe-Colmars waren ebenso dahin wie die Bési-des-vétérans und die Triomphe-de-Jordoigne. Kaum dass von den Äpfeln einige Bons-papas übrig geblieben waren, und zwölf Tétons-de-Vénus, die ganze Pfirsichernte, schwappten in den Wasserlachen zu Füßen der entwurzelten Buchsbäume.

Nach der Mahlzeit, bei der sie das Essen kaum anrührten, fragte Pécuchet sanft:

»Sollten wir nicht besser beim Pachthof vorbeischaun, ob nicht auch da irgendwas passiert ist?«

»Ba! Um nur noch mehr Enttäuschungen einzustecken!«

»Vielleicht? Denn wir sind nun einmal keine Glückspilze« – und sie stimmten Klagelieder über die Vorsehung und die Natur an.

Bouvard, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, stieß sein leises Pfeifen aus, und da gewöhnlich ein Schmerz den nächsten nach sich zieht, fielen ihm plötzlich seine alten landwirtschaftlichen Projekte wieder ein, insbesondere die Stärkemehlproduktion und eine neue Käsesorte.

Pécuchet atmete heftig, und während er sich Prisen von Tabak in die Nasenlöcher einführte, dachte er daran, dass er jetzt, hätte es das Schicksal nur gewollt, Mitglied einer landwirtschaftlichen Gesellschaft wäre, auf Ausstellungen glänzte und in den Zeitungen zitiert würde.

Bouvard ließ seine tränenumflorten Augen umherschweifen.

»Großer Gott! Ich hätte Lust, den ganzen Krempel hier hinzuwerfen und uns anderswo eine Bleibe zu suchen.«

»Wie du willst«, murmelte Pécuchet – und fügte einen Augenblick später hinzu:

»Die Experten empfehlen uns, jede direkte Zufuhr zu unterbinden. Dadurch, meinen sie, wird nämlich der Saftfluss beeinträchtigt, und der Baum leidet zwangsläufig darunter. Am besten gedeiht er, wenn er gar keine Früchte zu tragen hat. Aber gerade die Bäume, die nie beschnitten und gedüngt werden, tragen ja welche, kleinere zwar, aber aromatischere. Man soll mir doch endlich den Grund dafür nennen! – Und nicht nur jede Art erfordert ihre besondere Pflege, sondern auch jedes einzelne Exemplar, je nach Klima, Temperatur und einer ganzen Reihe von anderen Umständen! Wo ist da die Regel? Und welche Hoffnungen dürfen wir uns machen auf Erfolg oder Ertrag?«

Bouvard antwortete ihm:

»Bei Gasparin kannst du nachlesen, dass der landwirtschaftliche Ertrag kaum über ein Zehntel des eingesetzten Kapitals hinausgeht. Also täte man besser daran, das Geld gleich bei der Bank anzulegen. Nach fünfzehn Jahren hätte man, bei Anhäufung von Zinsen und Zinseszinsen, das Doppelte, ohne sich ein Bein ausgerissen zu haben.«

Pécuchet senkte den Kopf.

»Könnte es sein, dass der Obstanbau ein rechter Schwindel ist?«

»Genau wie die Landwirtschaft!«, ergänzte Bouvard.

Daraufhin machten sie sich übereinstimmend den Vorwurf, zu ehrgeizig gewesen zu sein, und nahmen sich vor, Geld und Mühe künftig bedachtsamer einzusetzen. Im Obstgarten würde ein gelegentliches Ausschneiden der Triebe vollauf genügen. Die Gegenspaliere wurden verbannt, und die abgestorbenen oder umgestürzten Bäume sollten nicht mehr ersetzt werden – aber dann würden sich eben sehr hässliche Lücken auftun, es sei denn, man fällte auch die anderen, die stehen geblieben waren. Also wie verfahren?

Pécuchet entwarf mehrere Zeichnungen, wobei er sein Reißzeug zu Hilfe nahm. Bouvard gab ihm gute Ratschläge. Aber es kam nichts Zufriedenstellendes dabei heraus. Glücklicherweise fanden sie in ihrer Bibliothek das Werk von Boitard mit dem Titel *L'Architecte des Jardins*.

Der Autor teilt die Gärten in eine Vielzahl von Genres ein. Da ist zunächst das melancholische und romantische Genre, das sich durch Immortellen, Ruinen, Grabmäler und ein Votivbild für die heilige Jungfrau an eben der Stelle auszeichnet, »wo ein großer Herr dem Eisen eines gedungenen Mörders zum Opfer gefallen ist«. Das schreckliche Genre wird durch überhängende Felsbrocken, umgestürzte Bäume und angesengte Hütten angedeutet; das exotische durch die Anpflanzung südamerikanischer Kakteen, »um das Andenken eines Kolonisten oder Reisenden wach zu halten«. Das bedeutungsschwere Genre soll, wie Ermenonville, einen Tempel der Philosophie bieten. Obelisk und Triumphbögen charakterisieren das majestätische Genre; Moose und Grotten das mysteriöse; ein künstlicher Teich das verträumte. Es gibt sogar das phantastische, dessen schönster Vertreter unlängst in einem Garten in Württemberg aufgetaucht ist – dort konnte man nacheinander einem Wildschwein, einem Eremiten, mehreren Grabmälern und einem Nachen begegnen, der von selbst vom Ufer abstieß, um den Besucher in einem Boudoir abzusetzen, wo er dann von Wasserstrahlen benetzt wurde, wenn er sich aufs Sofa setzte.

Angesichts dieses Horizontes voller Wunder überkam Bouvard und Pécuchet etwas wie eine Erleuchtung. Das phantas-

tische Genre mochte den Fürsten und großen Herren vorbehalten bleiben. Der Tempel der Philosophie wäre sicherlich zu platzraubend gewesen. Das Motivbild für die Madonna hätte wohl keinerlei Sinnbezug gehabt, mangels Mördern; und die südamerikanischen Pflanzen waren zu teuer – Pech für die Kolonisten und Reisenden. Aber Felsen lagen im Bereich ihrer Möglichkeiten, ebenso vom Blitz gefällte Bäume, Immortellen und Moos; – und nach längerem Zögern bastelten sie sich, mit wachsender Begeisterung und der Hilfe eines einzigen Knechtes, für eine winzige Summe Geldes eine Residenz zusammen, die im ganzen Département Calvados nicht ihresgleichen hatte.

Der hier und da lückenhafte Laubengang gewährte Ausblick auf das Wäldchen, das, wie ein Labyrinth, von gewundenen Alleen durchzogen war. In die Spaliermauer hatten sie einen Gewölbebogen einlassen wollen, durch den man eine perspektivische Aussicht genossen hätte. Aber da die Gewölbekrone nicht recht gehalten hatte, war daraus eine gewaltige Bresche mit Trümmerbruchstücken auf der Erde geworden.

Das Spargelbeet hatten sie geopfert, um an seiner Stelle ein etruskisches Grabmal zu errichten, das heißt einen viereckigen Klotz aus schwarzem Gips, beinahe zwei Meter hoch und einer Hundehütte ähnlich. Vier kleine Tannen in den Ecken flankierten dieses Monument, das von einer Urne gekrönt und mit einer Inschrift ausgestattet werden sollte.

In einem anderen Teil des Gemüsegartens überspannte eine Art Rialto-Brücke einen Teich, dessen Uferränder mit Muschelschalen ausgelegt waren. Das Erdreich sog das Wasser auf. Einerlei! Es würde sich schon eine schützende Lehmschicht bilden, die es vor dem Versickern bewahren sollte.

Den Geräteschuppen hatten sie, dank farbiger Fenstergläser, zu einer rustikalen Köhlerhütte umgestaltet.

In Höhe der Weinlaube stützten sechs kantig behauene Bäume einen Hut aus Weißblech mit umgebogener Krempe, und das Ganze sollte eine chinesische Pagode vorstellen.

Sie waren an den Ufern der Orne gewesen und hatten sich Granitblöcke ausgesucht, sie eigenhändig gebrochen, nummeriert, selbst auf einem Wagen heimgekartt und die Bruchstücke

dann mit Zement wieder verbunden, so dass sie sie übereinander türmen konnten; und mitten auf dem Rasen erhob sich jetzt also ein Felsblock, der einer riesigen Kartoffel ähnelte.

Aber etwas fehlte noch, um das Ganze harmonisch abzurunden. Sie fällten die größte Linde des Laubenganges (die übrigens zu drei Vierteln bereits morsch war) und legten sie der Länge nach quer durch den Garten, so dass man glauben konnte, sie sei von einem Sturzbach angeschwemmt oder vom Blitz gefällt worden.

Nach beendeter Mühsal rief Bouvard, der auf der Freitreppe stand, von weitem:

»Hierher! Von Weitem sieht man besser!«

»Besser!« hallte es durch die Luft zurück.

Pécuchet antwortete:

»Ich komme schon!«

»Komme schon!«

»Da schau! Ein Echo!«

»Echo!«

Bis dahin hatte die Linde das Zustandekommen dieses Echos verhindert; jetzt aber wurde es durch die Pagode gegenüber der Scheune verstärkt, deren Giebel den Laubengang überragte.

Um das Echo auszuprobieren, riefen sie sich Scherzworte zu; Bouvard plärrte Anstößigkeiten, Obszönitäten.

Er war mehrfach in Falaise gewesen, unter dem Vorwand, dort Geld zu erheben – und immer kam er mit kleinen Paketen heim, die er verstohlen in einer Kommode verschloss. Und Pécuchet brach eines Morgens nach Bretteville auf und kehrte spät abends mit einem Korb zurück, den er unter seinem Bett versteckte.

Am nächsten Tag war Bouvard beim Aufwachen sprachlos vor Staunen. Die beiden ersten Eiben der großen Allee, die am Vorabend noch kugelig gewesen waren, hatten jetzt die Form von Pfauen – und ein Horn mit zwei Porzellanknöpfen stellte die Augen und den Schnabel dar. Pécuchet hatte sich bei Morgen grauen erhoben und, aus Angst vor Entdeckung bebend, die beiden Bäume nach Maßgabe der von Dumouchel geschickten Entwürfe beschnitten.

Seit einem halben Jahr ahmten die anderen, dahinter stehenden Bäume bereits mehr oder weniger anschaulich Pyramiden, Würfel, Zylinder, Hirsche oder Sessel nach, aber nichts kam diesen beiden vordersten Pfauen gleich. Bouvard überschüttete ihn mit tiefempfundenen Lobsprüchen.

Unter dem Vorwand, seinen Spaten vergessen zu haben, zerrte er seinen Gefährten in das Labyrinth, denn er hatte sich die vorübergehenden Abwesenheiten Pécuchets zunutze gemacht, um seinerseits etwas Erhabenes zu verfertigen.

Die Gartentür war mit einer Gipsschicht belegt, auf der sich in schönster Ordnung fünfhundert Pfeifenköpfe reihten, die bestimmte Figuren darstellten, darunter Abd-el-Kaders, Neger, Turkos, nackte Frauen, Pferdehufe und Totenköpfe.

»Begreifst du meine Ungeduld?«

»Aber ja!«

Und im Überschwang ihres Gefühls fielen sie einander in die Arme.

Wie alle Künstler hatten sie das tiefe Bedürfnis nach Beifall und Anerkennung – und Bouvard fasste den Plan, ein großes Diner zu geben.

»Vorsicht, Vorsicht!«, mahnte Pécuchet. »Du wirst vor lauter Empfängen noch umkommen. Das ist ein Fass ohne Boden!«

Dennoch war das Diner bald darauf beschlossene Sache.

Seit sie aufs Land gezogen waren, hatten sie völlig abgekapselt gelebt. Jeder hier nahm, aus dem naheliegenden Wunsch, sie kennen zu lernen, ihre Einladung an, ausgenommen der Graf von Faverges, den dringende Geschäfte in die Stadt riefen. Also hielten sie sich an seinem Verwalter, Monsieur Hurel, schadlos.

Beljambe, der Gastwirt, früher Koch in Lisieux, sollte einige Gerichte liefern. Er stellte einen Kellner. Germaine hatte sich die Viehmagd als Hilfe ausbedungen. Auch Marianne, das Dienstmädchen von Madame Bordin, sollte einspringen. Von vier Uhr an stand das Tor sperrangelweit offen, und die beiden Hausherrn erwarteten voller Ungeduld ihre Gäste.

Hurel hielt unter der Buchenhecke inne, um seinen Gehrock wieder anzuziehen. Dann näherte sich der Pfarrer, in eine ganz neue Soutane gewandet, und einen Augenblick später Monsieur

Foureau in seiner Samtjacke. Der Doktor führte seine Frau am Arm, der das Gehen schwer fiel, obwohl ihr ein Sonnenschirm Schutz bot. Dahinter flutete ein Strom rosafarbener Bänder heran: es war die Haube von Madame Bordin, die in einem schönen taubenblauen Seidenkleid auftrat. Die Goldkette ihrer Uhr baumelte ihr auf der Brust, und an ihren in schwarzen, fingerlosen Halbhandschuhen steckenden Händen glitzerten die Ringe. – Zu guter Letzt tauchte der Notar auf, einen Panamahut auf dem Kopf, ein Monokel vor den Augen, denn der staatliche Würdenträger erstickte durchaus nicht den Weltmann in ihm.

Der Salon war so glatt gebohnt, dass man sich nur mit Mühe aufrecht halten konnte. Längs der Wand standen die acht mit Utrecht-Samt bezogenen Sessel aufgereiht; ein runder Tisch in der Mitte trug das Likörservice, und über dem Kamin-sims hing das Porträt von Bouvard-Vater. Die nachgedunkelten Farben traten im Gegenlicht wieder in Erscheinung, verliehen dem Mund ein gewisses Grinsen und den Augen ein leichtes Schielen, und etwas Schimmel auf den Wangen verstärkte die Wirkung der Bartkoteletten. Die Gäste stellten eine große Ähnlichkeit mit dem Sohn fest, und Madame Bordin fügte mit dem Blick auf Bouvard hinzu, er müsse ein sehr gut aussehender Mann gewesen sein.

Nach einstündiger Wartezeit verkündete Pécuchet, man könne jetzt in den Speisesaal hinübergehen.

Die weißen Kaliko-Vorhänge mit roter Borte daran waren, wie die im Salon, dicht zugezogen; – und die Sonne, die durch das Gewebe drang, warf helles Licht auf das Wandgetäfel mit dem Barometer als einzigem Schmuck.

Bouvard platzierte die beiden Damen neben sich; Pécuchet setzte den Bürgermeister an seine linke, den Pfarrer an seine rechte Seite; – und man machte sich an die Austern. Sie rochen unangenehm nach Schlick. Bouvard war verzweifelt, stammelte ein ums andere Mal Entschuldigungen, und Pécuchet erhob sich und eilte in die Küche, um Beljambe eine Szene zu machen.

Während der ersten Gänge, bei denen, zwischen Blätter-pastete und gedämpften Täubchen, Scholle serviert wurde,

drehte sich das Tischgespräch um die beste Art der Cidre-Bereitung.

Woraufhin man zwanglos zur Verträglichkeit oder Unverträglichkeit bestimmter Speisen überging. Natürlich wurde der Arzt konsultiert. Er behandelte die Dinge skeptisch, wie ein Mann, der den Geheimnissen der Wissenschaft auf den Grund gekommen ist; gleichwohl ertrug er nicht den leisesten Widerspruch.

Zum anschließenden Lendenbraten servierte man Burgunder. Er war trübe. Bouvard, der diesen Umstand der Flaschen-spülung zuschrieb, ließ drei andere holen, ohne Erfolg – und schenkte dann einen offenkundig zu jungen Saint-Julien aus, und alle Gäste verstummten. Hurel lächelte ununterbrochen. Die schweren Schritte des Kellners hallten auf den Bodenfliesen nach.

Madame Vaucorbeil, stämmig und sauertöpfisch (sie war überdies dem Ende einer Schwangerschaft nahe), hatte absolute Stummheit gewahrt. Bouvard, der nicht wusste, womit er sie unterhalten sollte, erzählte ihr vom Theater in Caen.

»Meine Frau geht nie ins Theater«, warf der Doktor ein.

Monsieur Marescot war, als er noch in Paris wohnte, immer nur in die Italienische Oper gegangen.

»Ich«, sagte Bouvard, »habe mir manchmal einen Parkettplatz im Vaudeville geleistet, um mir Lustspiele anzusehen!«

Foureau fragte Madame Bordin, ob sie Lustspiele möge.

»Das kommt auf die Art an«, erwiderte sie.

Der Bürgermeister schäkerte mit ihr. Sie ließ sich nicht lumpen und erwiderte auf seine Neckereien. Schließlich gab sie ein Rezept für eingelegte Gürkchen zum Besten. Ihre hausfrau-liche Tüchtigkeit war übrigens bekannt, und sie besaß einen tadellos gepflegten kleinen Pachthof ganz in der Nähe.

Foureau fragte Bouvard: »Ist es wahr, dass Sie die Absicht haben, Ihren eigenen hier zu verkaufen?«

»Lieber Gott, bis jetzt weiß ich nicht recht ...«

»Wie! Nicht einmal den kleinen Zipfel, Les Écalles?«, bohrte der Notar nach. »Das würde Ihnen doch gut zupass kommen, Madame Bordin!«

Die Witwe erwiderte, sich zierend: »Die Forderungen von Monsieur Bouvard wären wohl doch zu hoch!«

Man könne sich ja bemühen, ihn etwas zu erweichen.

»Ich jedenfalls werde es gar nicht erst versuchen!«

»Ach was! Und wenn Sie ihm einen Kuss gäben?«

»Versuchen wir's doch gleich einmal«, sagte Bouvard – und unterm Beifall der ganzen Tischgesellschaft küsste er sie auf beide Wangen.

Beinahe gleichzeitig entkorkte man die Champagnerflachen, deren Knallen die allgemeine Hochstimmung noch steigerte. Pécuchet gab ein Zeichen, die Vorhänge glitten auf, und da lag – der Garten.

In der Abenddämmerung tat sich da etwas schier Entsetzliches auf. Der Felsen nahm, wie ein Gebirge, die ganze Rasenfläche ein, das Grabmal bildete einen Klotz mitten im Spinat, die venezianische Brücke einen Zirkumflex über den Bohnen – und die Köhlerhütte dahinter einen großen schwarzen Fleck, denn sie hatten das Strohdach angesengt, um ihr einen mehr poetischen Aspekt zu verleihen. Die Eiben in Hirsch- und Sesselform setzten sich bis zu dem vom Blitz gefällten Baum fort, der sich vom Laubengang quer durch den Garten bis zur Weinlaube erstreckte, an der Tomatensträucher wie Stalaktiten herunterhingen. Hier und da protzte eine Sonnenblume mit ihrer Blätterkrone hervor. Die chinesische Pagode, ganz rot angemalt, reckte sich wie ein Leuchtturm über der Laube auf. Die vom Sonnenlicht getroffenen Pfauenschnäbel warfen sich kurze Blitze zu, und hinter dem von seinen vorge nagelten Brettern befreiten Gatter dehnte sich das tellerebene Land bis zum Horizont.

Beim Staunen ihrer Tischgefährten empfanden Bouvard und Pécuchet innige Freude.

Madame Bordin bewunderte vor allem die Pfauen; aber das Grabmal fand keinen rechten Anklang, auch die angesengte Hütte nicht, und noch weniger die Gewölbetrümmer. Schließlich überquerte einer nach anderen die Brücke. Um das Becken zu füllen, hatten Bouvard und Pécuchet den ganzen Vormittag lang Eimer mit Wasser geschleppt. Es war jedoch unter den

schlecht verputzten Bodenplatten auf dem Grund versickert, die jetzt mit trübem Schlamm bedeckt waren.

Beim Herumspazieren erlaubte man sich Kritik: »Ich an Ihrer Stelle hätte das so gemacht. – Die Erbsen sind aber spät dran. – Diese Ecke hier ist offen gestanden etwas dreckig. – Bei solcher Beschneidung werden Sie nie Früchte ernten.«

Bouvard war gezwungen zu antworten, er mache sich aus Früchten ohnehin nichts.

Als sie durch den Laubengang gingen, sagte er mit schalkhafter Miene:

»Oh! Da ist jemand, den wir nicht stören wollen! Bitte tausend Mal um Entschuldigung!«

Der Scherz kam nicht besonders an. Jeder kannte die Gipsdame!

Nach mehreren Irrwegen durch das Labyrinth langte man schließlich vor der pfeifenbedeckten Tür an. Verblüffte Blicke wurden getauscht. Bouvard beobachtete gebannt die Gesichter seiner Gäste – und fragte, ganz gierig, ihre Meinung zu erfahren:

»Nun, was sagen Sie dazu?«

Madame Bordin brach in Lachen aus. Alle taten es ihr nach. Der Geistliche ließ ein leises Glucksen vernehmen. Hurel hustete, dem Doktor kamen die Lachtränen, seine Frau wurde von einem nervösen Kichern geschüttelt – und der unerschütterliche Foureau brach sich einen Abd-el-Kader ab, den er als Souvenir in die Tasche steckte.

Beim Verlassen des Laubenganges rief Bouvard, um seine Gäste mit dem Echo zu verblüffen, aus voller Kraft:

»Die Ehre! Meine Damen!«

Nichts! Keinerlei Echo. Das hing mit den Reparaturarbeiten zusammen, die an der Scheune vorgenommen worden waren; Giebel und Dach waren schadhaft gewesen.

Der Kaffee wurde in der Weinlaube serviert – und die Herren wollten gerade mit einer Partie Boules beginnen, als sie hinter dem Gitter einen Mann erblickten, der unverwandt herüberstarrte.

Er war hager und sonnverbrannt, in einer zerfetzten roten

Uniformhose, blauem Kittel, ohne Hemd, mit kurzgeschorenem schwarzem Bart; und er forderte mit rauer Stimme:

»Geben Sie mir ein Glas Wein!«

Der Bürgermeister und der Abbé Jeufroy hatten ihn sofort erkannt. Er war früher Zimmermann in Chavignolles gewesen.

»Fort mit Ihnen, Gorju, auf der Stelle kehrt marsch!«, sagte Monsieur Foureau. »Hier wird nicht gebettelt.«

»Ich und betteln!«, schrie der Mann aufgebracht. »Ich habe sieben Jahre Krieg in Afrika hinter mir. Ich komme gerade aus dem Krankenhaus. Keine Arbeit! Soll ich erst jemanden umbringen? Verdammt noch mal!«

Sein Zorn erlosch von selbst – und beide Fäuste in die Hüften gestützt, musterte er die Bürger mit melancholischer und spöttischer Miene. Die Erschöpfung der Biwaklager, der Schnaps und das Fieber, eine ganze Existenz voller Elend und Ausschweifung spiegelte sich in seinen trüben Augen. Die bleichen Lippen bebten und entblößten dabei das Zahnfleisch. Der weite, purpurfarbene Himmel umstrahlte ihn mit blutigem Glanz, und sein verbissenes Ausharren löste eine Art Entsetzen aus.

Um der Sache ein Ende zu machen, holte Bouvard eine fast leere Flasche herbei. Der Vagabund trank sie gierig aus – und verschwand dann gestikulierend in den Haferfeldern.

Daraufhin bekam Monsieur Bouvard Vorwürfe zu hören. Solche Nachsicht fördere nur den sozialen Unfrieden. Bouvard aber, bereits durch den Misserfolg seines Gartens gereizt, warf sich zum Verteidiger des Volkes auf. – Alle redeten wirr durcheinander.

Foureau pries die Regierung, für Hurel gab es auf der Welt nur den Grundbesitz und nichts sonst. Der Abbé Jeufroy klagte über den mangelnden Schutz der Religion. Pécuchet lehnte sich gegen die erdrückende Steuerlast auf. Madame Bordin rief in regelmäßigen Abständen: »Ich, ich verabscheue vor allem die Republik!« Und der Doktor nahm für den Fortschritt Partei: »Denn wir brauchen schließlich Reformen, mein Herr.« »Schon möglich!«, erwiderte Foureau, »aber alle diese Ideen da sind schädlich fürs Geschäft.«

»Aber was kümmert mich denn das Geschäft!«, schrie Pécuchet.

Vaucorbeil fuhr fort: »Räumen Sie uns wenigstens die Wählbarkeit der Kapazitäten ein!«

So weit wollte Bouvard nicht gehen.

»Das also ist Ihre Meinung?«, erwiderte der Doktor. »Nun gut, dann sind Sie ja jetzt durchschaut! Guten Abend! Und ich wünsche Ihnen eine ganze Sintflut, damit Sie auf Ihrem Teich Schiffchen fahren können!«

»Ich auch, ich gehe«, sagte einen Augenblick später Foureau; und auf seine Hosentasche klopfend, in der der Abd-el-Kader steckte, fügte er hinzu: »Ich komme wieder, wenn ich einen neuen brauche.«

Bevor der Geistliche aufbrach, gestand er Pécuchet schüchtern, er fände ein solches heidnisches Hünengrab inmitten der Gemüse ungehörig. Hurel grüßte die Gesellschaft mit einer devoten Verbeugung, als er sich zurückzog; Monsieur Marescot hatte bereits nach dem Dessert das Weite gesucht.

Madame Bordin nahm erneut den Faden der Gurken-Einmachkunst auf, versprach ein weiteres Rezept für Pflaumen in Branntwein – und unternahm noch ein paar Schritte in der Hauptallee. Als sie aber an der gefällten Linde vorbei kam, verhakte sich der Saum ihres Kleides darin, und man hörte sie murmeln: »Großer Gott, was für ein blöder Baum!«

Bis Mitternacht ließen die beiden Amphitryonen in der Gartenlaube ihrem Groll freien Lauf:

Ja sicher, beim Diner war an zwei oder drei Kleinigkeiten etwas auszusetzen gewesen; und doch hatten die Tischgenossen gefressen wie die Scheunendrescher, ein Beweis, dass es so schlecht denn doch nicht gewesen sein konnte. Was aber den Garten betraf – solch schnöde Abschätzung verriet doch nur schwärzesten Neid; und beide ereiferten sich:

»So, so! Im Becken ist also zu wenig Wasser! Gemach, man wird schon noch einen Schwan und Fische darin schwimmen sehen!«

»Die Pagode haben sie kaum eines Blickes gewürdigt!«

»Zu behaupten, der Ruinenwinkel sei nicht sauber – darauf kann doch nur ein Schwachkopf kommen!«

»Und das Grabmal ungehörig! Warum ungehörig? Hat man

denn nicht das Recht, sich auf eigenem Grund und Boden ein Denkmal zu setzen? Ich werde mich sogar darin bestatten lassen!«

»Keine solchen Reden!«, mahnte Pécuchet.

Und dann hechelten sie die Gäste durch.

»Der Arzt scheint mir ein hübscher Wichtigtuer zu sein!«

»Hast du das Grinsen von Marescot vor dem Porträt gesehen?«

»Was für ein Flegel, dieser Herr Bürgermeister! Wenn man in einem fremden Haus speist, Teufel noch mal, lässt man doch wenigstens die Sehenswürdigkeiten ungeschoren, die es da gibt!«

»Und Madame Bordin?«, fragte Bouvard.

»Hm! Eine Intrigantin! Komm mir bloß nicht mit der!«

Voller Weltekel und Menschenverachtung beschlossen sie, mit niemandem mehr Umgang zu pflegen und ausschließlich für sich zu leben, für sich allein.

Und sie verbrachten ganze Tage damit, den Weinstein aus den Flaschen im Keller zu entfernen, alle Möbel neu zu lackieren und die Zimmer zu wachsen und zu bohnen; jeden Abend stritten sie, ins Holzfeuer starrend, über das beste Heizsystem.

Aus Sparsamkeit versuchten sie, selbst Schinken zu räuchern und Wäsche zu waschen. Germaine, der sie ins Gehege kamen, zuckte mit den Achseln. Zur Einmachzeit wurde sie dann allerdings böse, und sie zogen ins Backhaus um.

Das war das frühere Waschhaus, in dem sich, unter aufgeschichteten Reisigbündeln, ein großer, gemauerter Kessel fand, der wie geschaffen war für ihre Projekte, denn ihr Ehrgeiz ging dahin, Konserven herzustellen.

Vierzehn Einmachgläser wurden mit Tomaten und Erbsen gefüllt; die Deckel verkitteten sie mit ungelöschtem Kalk und Käse, wickelten Streifen von Sackleinwand um die Ränder und stellten die Gläser in kochendes Wasser. Das Wasser verdampfte; sie gossen kaltes nach; der Temperatursprung brachte die Gläser zum Platzen. Nur drei waren zu retten.

Daraufhin verschafften sie sich alte Sardinenbüchsen, legten Kalbskoteletts hinein und stellten sie in ein Bain-Marie.

Gebläht wie runde Ballons kamen sie heraus; die Abkühlung würde sie schon wieder abflachen. Um das Experiment weiter voranzutreiben, nahmen sie andere Büchsen und füllten sie mit Eiern, mit Endivien, mit Hummer, mit Fischragout, mit Suppe! – und sie beglückwünschten sich dazu, wie Monsieur Appert die Jahreszeiten haltbar gemacht zu haben; solche Errungenschaften, so Pécuchet, ließen sogar die Heldentaten der Konquistadoren weit hinter sich.

Sie vervollkommneten die eingelegten Gürkchen von Madame Bordin, indem sie den Weinessig mit Pfeffer würzten; und ihre Pflaumen in Branntwein waren denen ihrer Konkurrentin sogar noch weit überlegen! Durch Mazeration gewannen sie Ratafias aus Himbeeren und Absinth. In einer Bagnols-Tonne wollten sie mit Honig und Angelika Malagawein ausbauen; und auch die Herstellung von Champagner sollte ihnen keinerlei Schwierigkeiten bereiten! Die Chablis-Flaschen, in denen der Most gärte, zerplatzten von selbst. Also war an ihrem Erfolg nicht mehr zu zweifeln.

Ihre Studien gediehen weiter, und sie waren nachgerade so gewitzt, dass sie in allen Nahrungsmitteln die Spuren von Betrug argwöhnten.

Sie verärgerten den Bäcker mit ihrer Kritik an den Farben seines Brotes. Sie machten sich den Krämer zum Feind mit dem Vorwurf, er pansche seine Schokoladen. Sie begaben sich nach Falaise, um nach Brustbeerpaste zu fragen, und stellten sie vor den Augen des Apothekers, der sie gemischt hatte, auf die Wasser-Probe. Die Paste nahm das Aussehen einer Speckschwarte an, was auf einen Gelatinezusatz hindeutete.

Nach diesem Triumph stieg ihr Dünkel ins Unermessliche. Sie kauften einem bankrotten Schnapsbrenner seine Gerätschaften ab – und bald hielten auf ihrem Hof Siebe, kleine Fässchen, Trichter, Schaumlöffel, Filtrierbeutel und Waagen Einzug, ganz zu schweigen von einer pharmazeutischen Mulde mit Mischkugel und einer Blase samt Helmkühler, die einen gemauerten Ofen mit Rauchfang erforderte.

Sie lernten, wie Zucker in steigenden Reinheitsgraden ausgewaschen wird, und vermochten bald zwischen den verschie-

denen Raffinaden zu unterscheiden: dem groben und dem feinkörnigen Zucker, dem Sirup, der Melasse, der Zuckerpaste und dem Karamelzucker. Sie konnten es jedoch kaum erwarten, die Retorte in Gebrauch zu nehmen, und machten sich an die Herstellung feiner Brände, angefangen mit der Anisette. Aber die festen Bestandteile wurden nahezu immer mit der Flüssigkeit weggeschwemmt oder setzten sich am Boden ab; ein andermal hatten sie sich in der Dosierung geirrt. Ringsum erglänzten große kupferne Abdampfschalen, Destillierkolben streckten ihre spitzen Tüllen aus, und an den Wänden hingen kleine Stieltöpfe. Oft verlas der eine Kräuter auf dem Tisch, während der andere die Mischkugel in der aufgehängten Schüssel kreisen ließ; und sie rührten mit den Schaumlöffeln um, schmeckten die Mischungen ab.

Bouvard, ständig in Schweiß gebadet, trug nur sein Hemd und die von kurzen Hosenträgern bis zur Magengrube hochgezogene Hose; aber kopflos und zappelig wie ein Vögelchen, vergaß er oft die Scheidewand des Kolbens oder erhitzte ihn zu stark.

Pécuchet, reglos dastehend in seinem langen Kittel, einer Art Kinderwams mit Ärmeln, murmelte Zahlenreihen vor sich hin; und sie schauten einander an wie ernsthafte Leute, die mit sinnvollen Dingen beschäftigt sind.

Zu guter Letzt träumten sie von *einem* Edelbrand, der alle anderen in den Schatten stellen sollte. Mit Koriander wollten sie ihn versetzen wie sonst den Kümmel, mit Kirsch wie den Maraschino, mit Ysop wie bei der Chartreuse, mit Ambra wie beim Vespetro oder mit *calamus aromaticus* wie beim Krambambuli, und das Ganze würde mit Sandelholz rot gefärbt werden. Aber unter welchem Markennamen sollte man ihn in den Handel bringen? Denn ein werbewirksamer Name war nun einmal unabdingbar, ein Name, der leicht zu merken und doch ungewöhnlich war. Nach langem Suchen entschieden sie sich für die Bezeichnung »Bouvarine«.

Gegen Ende des Herbstes wurden in den drei verbliebenen Einmachgläsern Schimmelflecke sichtbar. Die Tomaten und die Erbsen waren verfault. Das musste an den undichten Deckeln

liegen. Daraufhin nahmen sie das Verschlussproblem in Angriff. Zur Erprobung neuer Methoden fehlte es ihnen jedoch an Geld. Ihr Pachthof fraß sie auf.

Mehrfach schon hatten sich Pächterkandidaten vorgestellt, die aber allesamt von Bouvard abgelehnt worden waren. Den Pachthof leitete jetzt sein Großknecht, und zwar nach seinen Anweisungen und mit drakonischer Sparsamkeit, so dass die Erträge geringer ausfielen und der ganze Betrieb gefährdet war; gerade sprachen sie über ihre Geldverlegenheit, als Pächter Gouy ins Labor eintrat, begleitet von seiner Frau, die sich schüchtern im Hintergrund hielt.

Dank der Behandlungsmethoden, denen die Böden unterzogen worden seien, hätten sie sich gebessert – und er sei gekommen, den Hof wieder zu übernehmen. Dennoch machte er ihn herunter. Trotz aller ihrer Bemühungen seien die Erträge misslich; kurzum, wenn er sich bewerbe, dann nur aus Liebe zum Land und aus Ergebenheit für so gute Herren. Sie verabschiedeten ihn sehr kühl. Noch am gleichen Abend war er wieder da.

Pécuchet hatte auf Bouvard eingeredet wie mit Engelszungen, sie wollten nachgeben. Gouy verlangte eine Senkung des Pachtbetrages, und als seine Verhandlungspartner ihm das abschlugen, begann er mehr zu brüllen als vernünftig zu reden, wobei er den Lieben Gott zum Zeugen anrief, die Mühen aufzählte, die er auf sich genommen habe, und selbst seine Verdienste herausstrich. Als er aufgefordert wurde, seinen Preis zu nennen, senkte er schweigend den Kopf, statt zu antworten. Daraufhin begann seine Frau, die mit einem großen Korb auf den Knien an der Tür saß, mit denselben Klageliedern, mit gackernd-kreischender Stimme wie der eines getretenen Huhnes.

Schließlich wurde der Pachtzins auf dreitausend Francs pro Jahr festgesetzt, das heißt ein Drittel weniger als zuvor.

Daraufhin erbot sich Pächter Gouy, die gesamten Gerätschaften zu kaufen, und die Feilschereien begannen erneut.

Die Schätzung der Geräte und Landmaschinen währte volle zwei Wochen. Bouvard wäre beinahe gestorben vor Ermüdung

und Überdruss. Schließlich gab er alles für eine derart lächerliche Summe her, dass Gouy zunächst erstaunt mit den Augen blinzelte, dann überstürzt »Abgemacht!« rief und das Ganze mit Handschlag besiegelte.

Danach boten die Eigentümer, nach Brauch und Herkommen, einen Umtrunk im Hause an, und Pécuchet öffnete eine Flasche seines Malvasiers, weniger aus Großzügigkeit als in der Hoffnung, Lobsprüche dafür zu ernten.

Aber der Landmann sagte mit säuerlicher Miene: »Puuh! Das schmeckt ja wie Lakritzensaft!« Und seine Frau bat, »um den schlechten Geschmack im Mund loszuwerden«, um ein Gläschen Schnaps.

Jetzt aber hatten sie Wichtigeres zu tun! Endlich waren nämlich alle Ingredienzien für die »Bouvarine« beisammen.

Und sie füllten sie in den Destillierkolben, setzten Alkohol zu, entflamten das Feuer und warteten. Währenddessen holte Pécuchet, dem das Missgeschick mit dem Malaga noch schwer im Magen lag, die Konservendosen aus dem Schrank und löste den Deckel der ersten, dann der zweiten, schließlich der dritten. Wütend warf er sie weg und rief Bouvard herbei.

Bouvard schloss den Stopfen der Kühlschlange und stürzte sich auf die Konservendosen. Die Fleischscheiben ähnelten gekochten Schuhsohlen. Der Hummer hatte sich in einer stinkenden Jauche aufgelöst. Das Fischragout war nicht mehr wiederzuerkennen. Auf der Suppe hatten sich Fäulnispilze gebildet – und miteins war das ganze Labor von einem unerträglichen Gestank erfüllt.

Urplötzlich zerbarst dann, mit dem Knall einer explodierenden Granate, der Destillierkolben in tausend Stücke, die bis zur Decke hinaufstoben, die Tiegel zerschmetterten, die Schaumlöffel platt walzten und die Gläser zerbrachen; die Kohlestückchen flogen umher, der Reflektorofen war dahin, und am nächsten Tag fand Germaine noch einen Spatel im Hof.

Der zu hohe Dampfdruck hatte das Instrument zum Platzen gebracht, weil nämlich der Helm des Destillierkolbens geschlossen gewesen war.

Pécuchet war sofort hinter den Bottich getaucht, und Bou-

vard hatte sich auf seinem Hocker zusammengekrümmt. Zehn Minuten harrten sie in dieser Stellung aus und wagten sich nicht zu rühren, bleich vor Schrecken inmitten des Scherbengewirrs. Als sie endlich die Sprache wiedergefunden hatten, fragten sie sich, was denn nur der Grund so vieler Missgeschicke sein mochte, vor allem des letzten? Und sie verstanden gar nichts mehr, es sei denn, dass sie um ein Haar zugrunde gegangen wären. Und Pécuchet fand das folgende Schlusswort:

»Könnte das daran liegen, dass wir nichts von Chemie verstehen?«

III

Um sich mit den Anfangsgründen der Chemie vertraut zu machen, besorgten sie sich das Handbuch von Regnault – und erfuhren als erstes, dass »die einfachen Stoffe wahrscheinlich zusammengesetzt« seien.

Man unterscheidet dabei zwischen Metalloiden und Metallen – ein Gegensatz, der, wie der Autor sagt, »nichts Absolutes« an sich hat. Das gleiche gilt für die Säuren und Basen, weil »eine Substanz sich, je nach den Umständen, in der Art von Säuren oder Basen verhalten« kann.

Die Formelsprache der Chemie erschien ihnen absonderlich. – Die mehrfachen Bindungen und Beziehungen beunruhigten Pécuchet.

»Weil ein sich Molekül von A, vermute ich, mit mehreren Teilen von B verbindet, so scheint mir, dass dieses Molekül sich seinerseits in ebenso viele Teile teilen lassen muss; wenn es sich aber teilen lässt, hört es doch auf, eine Einheit zu sein, nämlich das ursprüngliche Molekül. Ich verstehe das einfach nicht.«

»Ich auch nicht!«, sagte Bouvard.

Und sie griffen zu einem weniger anspruchsvollen Werk, dem von Girardin, aus dem sie erfuhren, dass zehn Liter Luft hundert Gramm wiegen, dass im Bleistift kein Blei enthalten ist und der Diamant lediglich aus Kohlenstoff besteht.

Was sie ganz besonders in Erstaunen versetzte, war der Umstand, dass die Erde als chemisches Element gar nicht existiert.

Sie machten sich mit der Handhabung des LötKolbens, mit Gold und Silber vertraut, mit Waschlauge und dem Verzinnen von Kochgeschirr; und dann stürzten sie sich ohne die geringsten Bedenken in die organische Chemie.

Was für ein Wunder, bei den Lebewesen auf dieselben Substanzen zu stoßen, aus denen sich auch die Mineralien zusammensetzen! Dennoch empfanden sie eine Art Beschämung bei der Vorstellung, dass ihr eigener Körper Phosphor enthielt wie

die Streichhölzer, Albumin wie das Eiweiß oder Wasserstoff wie die Straßenlaternen.

Sie arbeiteten sich durch Farbstoffe und Fettkörper hindurch, bis dann die Gärung an der Reihe war.

Die wiederum leitete zu den Säuren über – und erneut brachte sie das Äquivalenz- oder Gleichwertigkeitsgesetz bei Lösungen in Verlegenheit. Sie versuchten es mit Hilfe der Theorie der Atome zu erhellen, scheiterten aber kläglich daran.

Zu einem genaueren Verständnis alles dessen hätten sie, so Bouvard, eine Vielzahl von Instrumenten gebraucht.

Die Kosten dafür waren beträchtlich, und sie hatten bereits eine Menge Auslagen gehabt.

Aber Doktor Vaucorbeil würde ihnen doch sicher Aufklärung verschaffen können.

Sie suchten ihn während der Sprechstunde auf.

»Meine Herren, ich höre! Was fehlt Ihnen denn?«

Pécuchet antwortete, sie seien nicht krank, und nachdem er das eigentliche Ziel ihres Besuches dargelegt hatte, sagte er:

»Wir möchten vor allem die höhere Atomlehre kennen lernen.«

Der Arzt errötete heftig und tadelte sie dann, weil sie sich mit der Chemie plagen wollten.

»Seien Sie versichert, dass ich ihre Bedeutung keineswegs leugne! Gegenwärtig aber rührt man sie an alle möglichen Saucen. Auf die Medizin übt sie einen beklagenswerten Einfluss aus!« Und das Gewicht seiner Aussage verstärkte sich noch beim Blick auf die Dinge in der unmittelbaren Umgebung.

Senfpflaster und Mullbinden lagen auf dem Kaminsims herum. Die Instrumententasche stand mitten auf dem Schreibtisch, in einem Becken in der Ecke trockneten Katheter – und an der Wand hing die Abbildung eines anatomischen Muskelpräparats.

Pécuchet ließ einige verbindliche Worte darüber fallen.

»Die Anatomie muss schon ein interessantes Studium sein?«

Monsieur Vaucorbeil verbreitete sich des Langen und Breiten über den Reiz, den Sektionen früher auf ihn ausgeübt hätten; – und Bouvard fragte ihn, welche Beziehungen und

Entsprechungen zwischen dem Körperinneren von Mann und Frau bestünden.

Um sein Interesse zu befriedigen, holte der Arzt einen Band mit anatomischen Abbildungen aus seiner Bibliothek.

»Nehmen Sie ihn mit nach Hause! Da können Sie sich alles in Ruhe anschauen!«

Am Skelett beeindruckte sie das weit vorstehende Gebiss, die großen Augenhöhlen und die entsetzliche Länge der Hände. Es fehlte ihnen aber ein erläuternder Text dazu; erneut suchten sie M. Vaucorbeil auf, und dank des Handbuches von Alexandre Lauth, das er ihnen lieh, lernten sie die verschiedenen Partien des Körperbaues kennen und erstaunten insbesondere über das Rückgrat, das, wie behauptet wurde, sechzehn Mal belastbarer war, als wenn der Schöpfer es kerzengerade gemacht hätte. Aber warum gerade sechzehn Mal?

Die Mittelhandknochen brachten Bouvard schier zur Verzweiflung; – und Pécuchet, der sich hartnäckig mit dem Schädel plagte, verlor fast den Mut beim Keilbein, obwohl es doch einem »türkischen« oder »türkesken« Sattel ähnelte.

Was die Gelenke betraf, so waren sie von allzu vielen Bändern umwunden und verdeckt – und sie nahmen die Muskeln in Angriff.

Aber deren Ansatzpunkte waren gar nicht leicht ausfindig zu machen, und als sie zu den Wirbelsäulenfurchen kamen, verzichteten sie ganz darauf.

Daraufhin sagte Pécuchet:

»Wie wär's denn, wenn wir uns wieder mit der Chemie befassten? Wenigstens könnten wir dann ja noch unser Labor benutzen!«

Bouvard erhob Widerspruch und glaubte sich zu erinnern, dass für den Gebrauch in den heißen Ländern künstliche Körperpräparate hergestellt würden.

Barberou, an den er schrieb, erteilte ihm die nötigen Auskünfte. Für zehn Francs monatlich konnte man eine dieser Marionetten bei Monsieur Auzoux bestellen; – und eine Woche später deponierte der Postbote von Falaise eine längliche Kiste vor ihrem Zaungitter.

Sie transportierten sie ganz aufgeregt ins Backhaus. Als sie die Nägel aus den Kistenbrettern gezogen, das Stroh entfernt und das Seidenpapier abgewickelt hatten, lag die Puppe vor ihnen.

Sie war ziegelfarben, ohne Haut, ohne Haar und buntscheckig von ungezählten blauen, roten und weißen Fäden umspunnen. Sie ähnelte eigentlich gar nicht einem Leichnam, sondern eher einer Art Spielzeug, einer erschreckend hässlichen, blitzsauberen und nach Lack riechenden Vogelscheuche.

Daraufhin hoben sie die Brustdecke ab und bemerkten die beiden Lungenflügel, die zwei Schwämmen glichen, das eigroße Herz etwas seitwärts dahinter, das Zwerchfell, die Nieren und das ganze Eingeweide.

»Frisch ans Werk!«, sagte Pécuchet.

Darüber vergingen der Tag und der Abend.

Sie hatten lange weiße Kittel angezogen wie die Medizinstudenten im Anatomischen Theater, und beim Licht dreier Kerzen bearbeiteten sie ihren Pappkameraden, als plötzlich die Tür unter einem Faustschlag erdröhnte. – »Öffnen Sie!«

Es war Monsieur Foureau, gefolgt vom Feldhüter.

Germaines Herren hatten sich damit gebrüstet, ihr die Gliederpuppe zu zeigen. Spornstreichs war sie daraufhin zum Krämer gerannt und hatte alles weitergetratscht, und jetzt glaubte das ganze Dorf, sie hielten in ihrem Haus einen wirklichen Leichnam verborgen. Foureau hatte dem Gerücht und dem Druck der Öffentlichkeit nachgegeben und kam, um sich Klarheit zu verschaffen; im Hof wimmelte es von Neugierigen.

Das Demonstrationsobjekt lag, als er eintrat, auf der Seite, und da die Gesichtsmuskeln verrutscht und heruntergeglitten waren, klaffte die Augenhöhle auf, und das Auge quoll hervor und bot einen erschreckenden Anblick.

»Was führt Sie her?«, fragte Pécuchet.

Foureau stammelte: »Nichts, gar nichts.« Und eines der auf dem Tisch liegenden Puzzlestücke betastend, fragte er: »Und das hier, was ist das?«

»Der Backenmuskel!«, antwortete Bouvard.

Foureau verstummte – lächelte aber mit spöttisch-dümm-

licher Miene und blass vor Neid, dass sie einer Betätigung nachgingen, die seinen Horizont bei Weitem überstieg.

Die beiden Anatomen taten so, als ließen sie sich bei ihren Untersuchungen nicht stören. Die Leute, die sich auf der Schwelle gelangweilt hatten, waren inzwischen bis zum Backhaus vorgedrungen – und da sie unruhig stießen und schoben, begann der Tisch zu wackeln.

»Genug damit! Das reicht jetzt!«, empörte sich Pécuchet. »Halten Sie uns die Gaffer vom Leibe!«

Der Feldhüter verscheuchte die Neugierigen.

»Sehr gut!«, sagte Bouvard, »wir können hier niemanden brauchen!«

Foureau verstand die Anspielung und fragte ihn, ob sie, obwohl keine Mediziner, überhaupt berechtigt seien, einen solchen Gegenstand im Besitz zu haben. Er werde deswegen sonst an den Präfekten schreiben. – Was für ein Land! Abgeschmackter, roher und rückschrittlicher konnte man ja gar nicht sein! Der Vergleich zwischen ihnen und den anderen tröstete sie allerdings auch: *sie* waren wenigstens bereit, für die Wissenschaft zu leiden.

Auch der Doktor kam sie besuchen. Zwar verunglimpfte er das Präparat als sehr wenig naturgetreu, machte sich aber die Gelegenheit zunutze, ihnen eine Vorlesung zu halten.

Bouvard und Pécuchet waren entzückt – und auf ihren Wunsch hin entlieh ihnen Monsieur Vaucorbeil mehrere Bände seiner Bibliothek, betonte aber, er sei nicht sicher, ob sie sie überhaupt zu Ende lesen würden.

Sie exzerpierten sich aus dem *Dictionnaire des sciences médicales* besonders eindrucksvolle Beispiele von außergewöhnlicher Entbindung, Langlebigkeit, Fettsucht und Verstopfung. Warum hatten sie nur den berühmten Kanadier von Beaumont nicht kennen gelernt, die Vielfraße Tarare und Bijou, die wassersüchtige Frau aus dem Département Eure, den Piemontesen, der nur alle drei Wochen Stuhlgang hatte, den völlig ossifiziert verstorbenen Simorre de Mirepoix und jenen früheren Bürgermeister von Angoulême, dessen Nase drei Pfund wog!

Das Gehirn regte sie zu philosophischen Überlegungen

an. Im Innern dieses Organs erkannten sie ganz deutlich das *septum lucidum*, das aus zwei Lamellen besteht, und die einer kleinen roten Erbse ähnelnde Zirbeldrüse; aber da gab es ja noch Schenkel und Ventrikel, Bögen, Pfeiler, Schichten, Ganglien und Fibern aller Arten, dazu das Pacchioni-Loch und die Pacinischen Körperchen, kurz, eine unerschöpfliche Masse von Details, genug für ihr ganzes Leben.

Manchmal zerlegten sie in einem wahren Rausch die ganze Puppe, waren dann aber in großer Verlegenheit, alle Einzelteile wieder richtig zusammensetzen.

Diese Arbeit war anstrengend, besonders nach dem Frühstück, und gewöhnlich dauerte es nicht lange, bis sie einschliefen: Bouvard mit gesenktem Kinn, den Bauch vorgewölbt, Pécuchet mit dem Kopf in den Händen und auf den Tisch gestützten Ellenbogen.

Häufig trat gerade in diesem Augenblick Monsieur Vaucorbeil herein, der bereits seine ersten Visiten absolviert hatte, und rief durch die halbgeöffnete Tür:

»Nun, meine Herren Kollegen, wie steht's denn mit der Anatomie?«

»Hervorragend!«, antworteten sie.

Daraufhin stellte er ein paar Fragen, aus lauter Spaß daran, sie in Verwirrung zu bringen.

Wenn sie von einem Organ genug hatten, gingen sie zu einem anderen über, und so inspizierten sie nacheinander das Herz, den Magen, das Ohr, die Eingeweide und legten sie wieder an Ort und Stelle, denn der Pappkamerad begann sie zu langweilen, trotz allen Eifers, ihr Interesse wach zu halten. Zu guter Letzt überraschte sie der Doktor dabei, wie sie den ganzen Kram wieder in der Schachtel verstauten.

»Bravo! Das hatte ich erwartet!«

Denn in ihrem Alter seien derartige Studien eigentlich nicht mehr geraten – und das Lächeln, mit dem er diese Äußerungen begleitete, verletzte sie zutiefst.

Mit welchem Recht hielt er sie eigentlich für unfähig? War die Wissenschaft denn Vorrecht und Eigentum dieses feinen Pinkels? Als ob er ein ihnen weit überlegenes Wesen sei!

Also nahmen sie seine Herausforderung an und fuhren nach Bayeux, um sich Bücher zu kaufen.

Woran es bei ihnen haperte, war die Physiologie; – und ein Buchhändler besorgte ihnen die seinerzeit berühmten Handbücher von Richerand und Adelon.

Alle Gemeinplätze über Alter, Geschlecht und Temperament erschienen ihnen von oberster Wichtigkeit; sie waren erfreut zu erfahren, dass es im Zahnstein drei Arten von Mikroorganismen gibt und die Zunge der Sitz des Geschmackssinnes ist, die Empfindung des Hungers dagegen im Magen lokalisiert ist.

Um dessen Funktionen besser zu erfassen, bedauerten sie, nicht über die Fähigkeit des Wiederkäuens zu verfügen, wie sie Montègre, Monsieur Gosse und der Mönch von Bérard gehabt hatten; – und sie kauten ihre Bissen ganz bedächtig, zerkleinerten sie sorgsam, speichelten sie ein und begleiteten den entstandenen Chymus in Gedanken bis in die Eingeweide, folgten ihm sogar noch weiter bis in die allerletzte Konsequenz, ganz erfüllt von methodischer Gewissenhaftigkeit und mit nahezu religiöser Hingabe.

Um die Verdauung gewissermaßen künstlich zu simulieren, füllten sie Fleischstückchen in eine Phiole, die mit dem Magensekret einer Ente gefüllt war; – und sie trugen sie vierzehn Tage lang unter der Achsel, mit dem einzigen Erfolg, dass sie sich selbst infizierten.

Man sah sie, wie sie mit nassen Kleidern und bei sengender Hitze am Straßenrand entlang liefen. Das täten sie, sagten sie, um herauszufinden, ob der Durst durch Befeuchtung der Haut mit Wasser gelöscht werde. Keuchend kamen sie zu Hause an, beide mit einem Schnupfen.

Gehör, Stimmgebung und Sehvermögen wurden geradezu im Fluge abgetan; aber bei der Zeugung hielt Bouvard inne und schlug Wurzeln.

Immer schon hatte ihn Pécuchets Zurückhaltung auf diesem Gebiet überrascht. Seine Unwissenheit erschien ihm so vollständig, dass er ihn drängte, sich zu erklären, und errötend fand sich Pécuchet schließlich zu einem Geständnis bereit.

Ein paar Strolche hatten ihn früher einmal in ein verrufenes Haus mitgeschleppt – das er aber fluchtartig wieder verlassen hatte, weil er sich für die Frau aufsparen wollte, die er später zu ehren und zu lieben gedachte. – Aber ein solcher Glücksfall war nie eingetreten, so dass er, aus falscher Scham, Geldverlegenheit, Angst vor Ansteckung, Dickköpfigkeit und Gewohnheit, mit zweiundfünfzig Jahren und trotz des langen Aufenthaltes in der Hauptstadt noch immer seine Jungfräulichkeit besaß.

Bouvard konnte das kaum glauben – wieherte dann förmlich vor Lachen, hielt aber rasch inne, als er Tränen in den Augen von Pécuchet gewahrte.

Nicht, dass er geradezu gefühlskalt gewesen wäre, hatte er sich doch nacheinander in eine Seiltänzerin, in die Schwägerin eines Architekten, in ein Bürofräulein und zuletzt in eine kleine Wäscherin verliebt, und das Aufgebot zur Hochzeit war schon bestellt, als er erfuhr, dass sie bereits von einem anderen schwanger war.

Bouvard sagte zu ihm:

»Die Zeit ist nicht verloren, das lässt sich ja alles noch nachholen. Nur nicht verzagen, schauen wir mal! Ich werde mich darum kümmern ..., wenn du willst ...«

Pécuchet antwortete seufzend, daran sei nicht mehr zu denken und alle Mühe vergebens; – und sie versenkten sich wieder in ihr Studium der Physiologie.

Ist es richtig, dass unsere Körperoberfläche ständig einen leichten Hauch von Schweiß ausdünstet? Der Beweis dafür ist, dass der Körper eines Menschen fortgesetzt an Gewicht verliert. Wenn tagtäglich stetiger Ersatz und Verausgabung des Überschüssigen stattfindet, muss sich ein vollkommenes gesundheitliches Gleichgewicht einstellen. Santorius Santorius, der Erfinder dieses Gesetzes, verwendete ein halbes Jahrhundert auf das Abwiegen seiner Nahrung und aller seiner Ausscheidungen und wog sogar sich selbst, wobei er nur zur Niederschrift seiner Tabellen eine Pause einlegte.

Sie versuchten Santorius nachzuahmen. Da ihre Waage sie aber nicht beide gleichzeitig zu tragen vermochte, machte Pécuchet den Anfang.

Er zog seine Kleider aus, um die Hautatmung nicht zu behindern, stellte sich splitternackt auf die als Waagschale dienende Plattform und entblößte dabei, alle Scham fahren lassend, seinen zylinderförmigen langen Rumpf, die kurzen Beine, die Plattfüße und die braune Haut. In einem Sessel daneben sitzend, las sein Freund ihm vor.

Wissenschaftler behaupten, dass sich bei Tieren durch Muskelzusammenziehung Wärme entwickle und es möglich sei, durch gleichmäßige Bewegung von Brust- und Rumpfmuskeln die Ausgangstemperatur eines lauwarmen Bades zu erhöhen.

Bouvard zerrte ihren Badezuber herbei – und als alles bereit war, setzte er sich, mit einem Thermometer ausgerüstet, langsam hinein.

Die Trümmer ihres Destillierapparates, die sie in den rückwärtigen Teil des Raumes gefegt hatten, zeichneten sich als dunkler Haufen ab. In Abständen war das Rascheln und Knabbern von Mäusen zu hören; ein abgestandener Geruch von Gewürzkräutern lag in der Luft – und da sie sich bei alledem sehr wohl fühlten, plauderten sie in gelassener Heiterkeit.

Bouvard verspürte indessen eine gewisse Kälte aufsteigen.

»Rühr doch deine Glieder!«, mahnte Pécuchet.

Er rührte sie, aber das Thermometer regte sich nicht. – »Es ist ganz entschieden kalt.«

»Mir ist auch nicht gerade warm«, begann Pécuchet erneut, der ebenfalls leise fröstelte. »Aber rühr doch deine Rumpfmuskeln! Spann sie an!«

Bouvard spreizte die Schenkel, drehte und wendete sich wie ein Aal, schaukelte mit dem Bauch auf und ab, blies wie ein Pottwal; – und schaute wieder und wieder auf das Thermometer, das stetig sank. – »Ich verstehe das nicht! Ich rühre mich doch!«

»Aber nicht genug!«

Und er nahm die Gymnastik wieder auf.

Dieser Versuch dauerte drei Stunden, bis er endlich ein letztes Mal zum Röhrchen griff.

»Wie das! Zwölf Grad! Na dann! Gute Nacht! Ich höre auf!«

Ein Hund schnupperte herein, halb Dogge, halb Bracke, mit gelblichem, rüdigem Fell und lang heraushechelnder Zunge.

Was tun? Keine Schelle! Und ihre alte Magd war schwerhörig. Sie schlotterten vor Kälte, wagten sich aber nicht zu rühren aus lauter Angst, gebissen zu werden.

Pécuchet hielt es für ratsam, Flüche auszustoßen und dabei bedrohlich die Augen zu rollen.

Daraufhin begann der Hund zu bellen; – und er schwänzelte um die Waage herum, auf der sich Pécuchet, an die Seile geklammert und mit angezogenen Knien, zu hoch wie möglich hinaufzuretten versuchte.

»Du stellst es falsch an!«, sagte Bouvard.

Und er grinste den Hund freundlich an und lockte ihn mit Koseworten.

Zweifellos, der Hund verstand sie. – Und er versuchte sogar, ihm das Gesicht zu lecken, legte ihm die Pfoten auf die Schultern und zerkratzte sie ihm mit den Klauennägeln.

»Genug! Hau ab! Jetzt hat er mir auch noch die Hose weggerissen!«

Der Hund aber legte sich darauf und blieb auch ruhig darauf liegen.

Unter größter Vorsicht traute sich der eine schließlich aus der Badewanne heraus, der andere von seiner Waagschale herunter, und als Pécuchet endlich wieder angezogen war, entrang sich ihm der Stoßseufzer:

»So, mein Lieber, du wirst uns noch für manches Experiment erhalten müssen!«

Für welches Experiment?

Man konnte ihm beispielsweise Phosphor injizieren und in dann in einen Keller stecken, um zu sehen, ob ihm Feuer aus den Nüstern sprühte. Aber wie injiziert man Phosphor? Und *ihnen* würde man übrigens wohl auch keinen Phosphor verkaufen.

Sie dachten daran, ihn in eine pneumatische Glocke zu sperren, ihn Gase einatmen zu lassen oder ihm Gifte in flüssiger Form zu verabreichen. Aber das alles wäre sicher nicht recht spaßig gewesen! Schließlich entschieden sie sich für die Mag-

netisierung mit Stecknadeln durch das Rückenmark als Kontaktstelle.

Bouvard, der seine Erregung nur mühsam bezähmte, reichte die Nadeln auf einem Teller Pécuchet hin, der sie dem Hund in die Rückenwirbel stach. Sie zerbrachen, glitten ab, fielen zu Boden; er nahm andere und steckte sie heftig und aufs Geratewohl ein. Der Hund zerriss seine Bandagen, fegte wie eine Kanonenkugel durch die Fensterscheiben, hetzte über den Hof und durchs Vestibül und drang in die Küche ein.

Germaine stieß laute Schreie aus, als sie ihn da so blutüberströmt sah, mit Schnüren um die Pfoten.

Im selben Augenblick traten seine Lehnsherren ein, die ihn verfolgten. Er machte einen gewaltigen Satz und verschwand.

Die alte Dienerin wandte sich ihnen zu:

»Noch eine von Ihren Dummheiten! Da bin ich sicher! – Und meine Küche, wie die aussieht! – Vielleicht macht ihn das ja tollwütig! Man hat schon Leute für weniger als das eingesperrt, was Sie sich da geleistet haben!«

Sie kehrten wieder ins Labor zurück, um die Nadeln auszuprobieren. Keine zog auch nur das kleinste Stäubchen Feilspäne an.

Daraufhin versetzte Germaines Hypothese sie in große Unruhe. Der Hund konnte ja wirklich die Tollwut bekommen haben, unversehens wieder auftauchen und sich auf sie stürzen. Am nächsten Tag gingen sie überall auf Kundschaft, und noch mehrere Jahre danach nahmen sie auf dem Lande immer wieder Reißaus, wenn sich ihnen ein Hund näherte, der diesem hier ähnlich sah.

Auch die anderen Experimente schlugen fehl. Im Gegensatz zu den Autoren, die sie konsultierten, gingen die geschröpften Tauben, ob bei leerem Magen oder bei vollem, in genau dem gleichen Zeitraum ein. Kleine Katzen, unter Wasser getaucht, verendeten nach fünf Minuten; – und eine Gans, die sie mit Krapp rot färben wollen, zeigte eine Knochenhaut von weißestem Weiß.

Daraufhin beschäftigte sie das Ernährungsproblem.

Wie kommt es, dass ein und derselbe Saft Knochen, Blut,

Lympe und Ausscheidungssubstanzen hervorbringt? Aber die Wandlungswege eines Nahrungsmittels lassen sich ja nicht nachverfolgen. Der Mensch, der nur eines verwendet, gleicht aus chemischer Sicht völlig einem anderen, der mehrere zu sich nimmt. Vauquelin fand, nachdem er die genaue Kalkmenge bestimmt hatte, die ein Huhn mit dem Futter aufnimmt, ein Mehrfaches davon in seinen Eierschalen. Es kommt also zu einer Erschaffung, einer Substanzschöpfung. Auf welche Weise? Man weiß nichts darüber.

Man weiß nicht einmal, wie groß die Kraft des Herzens ist. Borelli nimmt an, dass sie der Arbeitsleistung entspricht, die zur Hebung eines Gewichts von 180000 Pfund erforderlich ist, und Keill schätzt sie auf etwa acht Unzen – woraus sie schlossen, dass die Physiologie (einem alten Bonmot zufolge) das Feenmärchen der Medizin sei. Weil sie sie nicht verstehen konnten, glaubten sie auch nicht mehr daran.

Ein Monat verstrich in völliger Untätigkeit. Dann dachten sie wieder an ihren Garten.

Der quer auf dem Rasen liegende tote Baum war störend; sie behauten ihn zum Vierkant. Diese Arbeit erschöpfte sie. Bouvard musste seine Werkzeuge sehr häufig vom Schmied reparieren und schärfen lassen.

Als er eines Tages gerade wieder auf dem Weg dorthin war, wurde er unterwegs von einem Mann angesprochen, der auf dem Rücken einen Leinensack trug und ihm Almanache, fromme Fibeln, geweihte Medaillons und schließlich auch das *Manuel de la Santé* von François Raspail anbot.

Diese Broschüre gefiel ihm dermaßen, dass er an Barberou schrieb, er möge ihm das ganze Werk schicken. Barberou brachte es auf den Weg und verwies in einem Begleitbrief auf eine bestimmte Apotheke, die die Medikamente liefern könne.

Die Klarheit dieser Lehre verführte sie. Alle Leiden rühren von Würmern her. Sie schädigen die Zähne, höhlen die Lungen aus, vergrößern die Leber, zernagen die Eingeweide und verursachen dort kollernde Geräusche. Nur ein Mittel gibt es, sich davon zu befreien – den Kampf. Bouvard und Pécuchet

waren sofort dazu bereit. Sie schnupften, sie knabberten ihn und verteilten Kampferzigaretten, Fläschchen mit beruhigender Kampferlösung und Pillen. Sogar einen Buckligen behandelten sie damit.

Dieser Bucklige war ein Kind, dem sie eines Tages auf dem Markt begegnet waren. Seine Mutter, eine Bettlerin, brachte es jeden Morgen zu ihnen. Sie rieben ihm den Buckel mit Kampfer ein, legten ihm zwanzig Minuten lang ein Senfpflaster auf und umwickelten ihn dann mit einem feuchten Verband, und um sicher zu gehen, dass der Kleine auch wiederkäme, lockten sie ihn mit einem Frühstück.

Pécuchet, der sich eigentlich auf Darmparasiten spezialisiert hatte, beobachtete auf der Wange von Madame Bordin einen seltsamen Fleck. Der Arzt behandelte ihn seit längerer Zeit mit Bitterwasser; anfangs rund wie ein Zwanzig-Sous-Stück, wurde dieser Fleck stetig größer und bildete schließlich ein rötliches Mal. Sie erboten sich, sie davon zu heilen. Sie willigte ein, stellte aber die Bedingung, dass Bouvard ihr die Einreibungen machte. Sie setzte sich ans Fenster, nestelte den obersten Knopf ihres Mieders auf und hielt ihm die Wange hin, wobei sie ihn mit einem Blick ansah, der, wäre Pécuchet nicht dabei gewesen, gefährlich hätte werden können. In der erlaubten Dosierung wendeten sie, trotz der Angst vor Quecksilber, auch Kalomel an. Einen Monat später war Madame Bordin wieder gesund.

Sie rührte die Werbetrommel für sie; – und der Steuererheber, der Sekretär des Bürgermeisteramtes, der Bürgermeister selbst, ja, ganz Chavignolles lutschte und saugte Kampfer durch Federkiele.

Der Bucklige indessen wurde und wurde nicht gesund. Der Steuererheber ließ von den Zigaretten ab, weil sie seine Erstickungsängste steigerten. Foureau beklagte sich über die Aloe-Pillen, weil sie bei ihm zu Hämorrhiden führten. Bouvard bekam Bauchweh und Pécuchet heftige Kopfschmerzen. Sie büßten alles Vertrauen zu Raspail ein, ließen aber, aus Furcht, ihr Ansehen könne sinken, ja nichts davon verlauten.

Mit großem Eifer kümmerten sie sich daraufhin um die Pockenimpfung, erlernten den Aderlass an Blättern von Kohl-

köpfen und scheuten auch den Erwerb einer zweischneidigen Lanzette nicht.

Sie begleiteten den Arzt zu den Armen und zogen zu Hause dann ihre Bücher zu Rate.

Was sie gerade gesehen hatten, waren aber nicht die Symptome in der Form, wie sie von den Autoren beschrieben wurden. Was die Namen der Krankheiten anging, so lauteten sie manchmal lateinisch, manchmal griechisch, manchmal französisch, kurz, ein buntes Sprachengewirr.

Sie zählten nach Tausenden, und die Klassifikation nach Linné mit ihren Gattungen und Arten ist zwar bequem, aber wie lassen sich die Arten unzweideutig feststellen? Und sie verirrten sich geradezu in der Philosophie der Medizin.

Sie sannten über die Urkraft von Van Helmont nach, über den Vitalismus, den Brownismus, den Organizismus und fragten den Arzt, was die Ursache der eitrigen Skrofulose sei, an welcher Stelle der Krankheitserreger ansetze und welches Mittel es gäbe, in den jeweiligen Krankheitsfällen zwischen Ursache und Wirkung zu unterscheiden.

»Ursache und Wirkung gehen ineinander über«, antwortete Vaucorbeil.

Sein Mangel an Logik widerte sie an; – und sie suchten die Kranken allein auf und drangen unter dem Vorwand der Nächstenliebe unaufgefordert in die Häuser ein.

Was sie da in den Tiefen der Zimmer zu Gesicht bekamen, waren Leute auf schmutzigen Matratzen, die mit abgewandtem Gesicht da lagen; bei anderen war es aufgedunsen und scharlachrot, zitronengelb oder gar violett, mit geblähten Nasenflügeln, zitterndem Mund, und unweigerlich kamen Röcheln, krampfartige Schluckbeschwerden vor, Schweißausbrüche und Ausdünstungen wie von Leder oder altem Käse.

Sie lasen die Anweisungen ihrer medizinischen Gewährsmänner nach und waren völlig überrascht, dass Beruhigungsmittel manchmal auch Reizstoffe sein können, Vomitiva auch Purgativa, dass ein und dieselbe Medizin bei völlig verschiedenen Beschwerden angezeigt sein und eine Krankheit mit ganz entgegengesetzten Behandlungsmitteln bekämpft werden kann.

Dennoch erteilten sie weiterhin Ratschläge, gaben Aufmunterungen und auskultierten völlig ungeniert.

Ihre Phantasie ging ganz eigene Wege. Sie schrieben an den König, er möge doch im Calvados ein Lehrinstitut für Krankenpflege einrichten, an dem sie als Leiter tätig werden wollten.

Sie begaben sich zum Apotheker von Bayeux – der von Falaise war ihnen immer noch gram wegen der Brustbeerpaste – und ermunterten ihn zur Herstellung dessen, was die Alten *pila purgatoria* nannten, das heißt Medikamentenkügelchen, die durch Reiben und Kneten in der Hand in den Körper des Patienten übergehen.

Im Vertrauen auf die Erkenntnis, dass bei Verminderung der Hitze bzw. der Körpertemperatur auch die Entzündungen zurückgehen, hängten sie eine an Meningitis leidende Frau mit ihrem Sessel an den Tragbalken der Decke auf und schaukelten sie mit voller Wucht hin und her, bis ihr Mann dazu kam und die beiden kurzerhand vor die Tür setzte.

Schließlich übernahmen sie, zum großen Leidwesen von Hochwürden Herrn Pfarrer, die neue Mode, das Thermometer zum Fiebertessen in den After einzuführen.

Überall im Lande grassierte ein Abortivtyphus: Bouvard erklärte, er werde sich da nicht einmischen. Aber die Frau von Gouy, ihrem Pächter, erschien bei ihnen und klagte ihr Leid. Ihr Mann sei nämlich seit zwei Wochen krank, und Monsieur Vaucorbeil vernachlässige ihn.

Also opferte sich Pécuchet.

Linsengroße Roseolen auf der Haut, Gelenkschmerzen, aufgeblähter Bauch, gerötete Zunge – das alles waren die Symptome der Dothiententerie. Eingedenk des Satzes von Raspail, dass sich durch Aufgabe der Diät das Fieber drastisch senken lasse, verordnete er kräftige Brühen und sogar etwas Fleisch. Miteins erschien der Doktor.

Sein Patient war gerade beim Essen, zwei Kopfkissen in den Rücken gestopft und von Pécuchet und der Pächterin auf beiden Seiten gestützt und gefüttert, die ihm gut zuredeten.

Er näherte sich dem Bett, ergriff den Teller des Kranken, warf ihn aus dem Fenster und sagte erzürnt:

»Das ist ja wirklicher Mord!«

»Weshalb?«

»Sie durchlöchern die Eingeweide, weil der Typhus doch eine Schwellung der Darmschleimhaut ist.«

»Aber nicht immer!«

Und es entspann sich ein medizinischer Fachdisput über das Wesen des Fiebers. Pécuchet glaubte an eine selbständige Fieber-»Essenz«. Nach Vaucorbeil hing es mittelbar von den Organen ab: »Deshalb halte ich alles fern, was einen zusätzlichen Reiz ausüben kann!«

»Aber die Diät schwächt doch das vitale Prinzip!«

»Was flöten Sie mir da vor von Ihrem vitalen Prinzip? Was ist es und wie ist es? Wer hat es gesehen?«

Pécuchet verhaspelte sich.

»Übrigens«, fügte der Arzt hinzu, »will Gouy gar nichts essen.«

Der Kranke machte unter seiner Baumwollmütze ein Zeichen vager Zustimmung.

»Einerlei! Er braucht aber was!«

»Nein und nochmals nein! Sein Puls beträgt achtundneunzig Schläge.«

»Und was bedeuten schon Pulsschläge?« Und Pécuchet zählte seine Autoritäten auf.

»Lassen wir die Systeme beiseite!«, sagte der Doktor.

Pécuchet verschränkte die Arme.

»Sie sind Empiriker, oder?«

»Durchaus nicht! Aber wenn man beobachtet ...«

»Und wenn man schlecht beobachtet?«

Vaucorbeil wertete diese Äußerung als Anspielung auf den Herpes von Madame Bordin, eine Geschichte, die von der Witwe weiterverbreitet worden war und die ihn reizte, wenn er daran erinnert wurde.

»Zunächst einmal muss man ein Gutteil Praxis hinter sich haben.«

»Die Koryphäen der Wissenschaft, die sie revolutioniert haben, hatten wenig damit zu schaffen! Weder van Helmont noch Boerhaave, nicht einmal Broussais.«

Ohne zu antworten, beugte sich Vaucorbeil über Gouy und fragte ihn mit lauter Stimme: »Welchen von uns beiden wollen Sie als Arzt haben?«

Der vor sich hin dösende Kranke sah lediglich zwei wutverzerrte Gesichter und begann zu greinen.

Auch seine Frau wusste nichts darauf zu antworten; denn der eine war zwar geschickt, aber wenn der andere nun ein Geheimnis hatte?

»Sehr gut!«, sagte Vaucorbeil. »Da Sie ja die Wahl haben zwischen einem Mann mit Doktordiplom ...« Pécuchet grinste höhnisch. »Warum grinsen Sie?«

»Weil ein Diplom nicht immer ein Argument ist!«

Der Doktor fühlte sich in seiner Standesehre angegriffen, in seinem Behandlungsrecht, in seiner gesellschaftlichen Bedeutung. Sein Zorn brach sich Bahn.

»Das werden wir ja sehen, wenn Sie wegen illegaler Ausübung des Arztberufes vor Gericht kommen!« Und an die Pächterin gewandt, fuhr er fort: »Lassen Sie ihn ruhig von diesem Herrn da umbringen, ganz nach Belieben! Und mich können Sie hängen, wenn ich noch einmal einen Fuß in dieses Haus setze!«

Und mit seinem Stock fuchtelnd, stürzte er wütend in die Buchenallee hinaus.

Als Pécuchet heimkam, war Bouvard selbst in großer Aufregung. Gerade hatte er Besuch von Foureau gehabt, den seine Hämorrhiden zur Verzweiflung trieben. Vergeblich hatte er ihm vorgehalten, dass Hämorrhiden vor allen anderen Krankheiten schützen. Foureau hatte nichts davon hören wollen und ihm mit Schadenersatzforderungen gedroht. Bouvard verlor schier den Kopf darüber.

Pécuchet erzählte ihm seine eigene Geschichte, die er für viel gewichtiger hielt, und war von Bouvards Gleichgültigkeit schockiert.

Am folgenden Tag verspürte Gouy heftige Unterleibschmerzen. Das konnte unter Umständen mit der Einnahme von Nahrung zusammenhängen. Und wenn Vaucorbeil sich nun doch nicht getäuscht hätte? Ein Arzt musste sich ja

schließlich darauf verstehen! Und Pécuchet wurde von Gewissensbissen geplagt. Er fürchtete, ein Mörder zu sein.

Vorsichtig geworden, beendeten sie die Behandlung des Buckligen. Aber wegen des Frühstücks, das jetzt ausfiel, jammerte seine Mutter laut. Das war es nicht wert gewesen, dass sie dafür tagtäglich von Barneval nach Chavignolles hatten kommen müssen!

Foureau beruhigte sich – und auch Gouy kam wieder zu Kräften. Jetzt schien sogar seine völlige Genesung sicher; ein solcher Erfolg beflügelte Pécuchet.

»Und wenn wir uns an Geburtshilfe versuchten, mit Hilfe einer dieser Attrappen ...«

»Schluss mit den Attrappen!«

»Aber das sind Halbkörper aus Leder, zu Schulungszwecken hergestellt für die Hebammenschülerinnen. Mir scheint, ich könnte einen Fötus ganz gut drehen!«

Aber Bouvard war der Medizin überdrüssig.

»Die Triebkräfte des Lebens bleiben uns verborgen, die Beschwerden sind zu zahlreich, die Heilmittel problematisch, und bei den maßgeblichen Autoren findet sich keine einzige vernünftige Definition der Gesundheit, der Krankheit, der Diathese, ja, nicht einmal des Eiters!«

Dennoch hatten alle diese Bücher ihnen das Hirn vernebelt.

Bei einem harmlosen Schnupfen hatte Bouvard den Verdacht auf eine Lungenentzündung. Da Blutegel seinem Seitenstechen nicht beikamen, nahm er Zuflucht zu einem Zugpflaster, dessen Wirkung aber die Nieren in Mitleidenschaft zog. Daraufhin glaubte er, er habe einen Nierenstein.

Pécuchet zog sich beim Auslichten des Laubenganges einen Muskelkater zu und musste sich nach dem Essen erbrechen, was ihn sehr erschreckte; daraufhin fragte er sich, als er merkte, dass seine Gesichtsfarbe ins Gelbliche wechselte, und er eine Gelbsucht argwöhnte: »Habe ich denn nun Schmerzen?« und bekam schließlich auch welche.

Und sich gegenseitig beunruhigend, nahmen sie die eigene Zunge in Augenschein, fühlten sich den Puls, wechselten ihr gewohntes Mineralwasser, nahmen Abführmittel; – und achte-

ten ängstlich auf alles und jedes: auf Kälte, auf Hitze, auf Wind und Regen, auf die Fliegen und vor allem auf Luftzug.

Pécuchet dachte daran, den verhängnisvollen Schnupftabak abzusetzen. Ein heftiges Niesen verursacht ja häufig das Platzen eines Blutgefäßes, und er leerte seine Tabaksdose aus. Aus alter Gewohnheit steckte er manchmal noch die Fingerspitzen hinein, um eine Prise zu nehmen, erinnerte sich dann aber plötzlich seiner Unvorsichtigkeit.

Da der schwarze Kaffee die Nerven angreift, nahm Bouvard sich vor, ganz auf seinen Mokka zu verzichten; aber er schlief nach den Mahlzeiten ein und hatte daraufhin Angst, wenn er aufwachte, denn das lange Schlafen ist ja ein Warnsignal, der Verbote eines drohenden Schlaganfalles.

Ihr Ideal war Cornaro, jener venezianische Edelmann, der aufgrund strenger Diät ein erstaunlich hohes Alter erreicht hatte. Ohne ihn sklavisch nachzuahmen, konnte man doch dieselben oder ähnliche Maßnahmen ergreifen, und Pécuchet holte sich aus der Bibliothek das Hygienehandbuch des Doktors Morin.

Wie hatten sie es nur fertiggebracht, überhaupt so lange am Leben zu bleiben? Die Gerichte, die sie gern aßen, waren dort verpönt. Germaine wusste vor lauter Verlegenheit schon gar nicht mehr, was sie ihnen servieren sollte.

Alles Fleischige hat seine Nachteile. Blutwurst und andere Fleischwaren, saurer Hering, Hummer und alles Wild sind wenig »magenfreundlich«. Je größer ein Fisch, umso mehr Gelatine enthält er, und umso schwerer ist er auch verdaulich. Gemüse lösen Sodbrennen aus, Makkaroni schwere Träume, und alle Käsearten »gelten im Allgemeinen als leichter Verdauung abträglich«. Ein Glas Wasser morgens ist »gefährlich«. Und so war jedes Getränk oder Nahrungsmittel von Hinweisen oder Warnungen wie diesen begleitet: »Schlecht verdaulich! – Vor Missbrauch sei gewarnt! – Nicht für jedermann ratsam!« – Aber warum schlecht verdaulich? Was ist Missbrauch? Wie weiß man, ob diese oder jene Speise bekömmlich ist oder nicht?

Welche Probleme bereitete allein das Frühstück! Sie gaben den Milchkaffee wegen seines schlechten Rufes auf und dann

auch die Schokolade – denn das ist »ein Haufen schwerverdaulicher Substanzen«. Blieb also noch der Tee. Aber: »Nervöse Personen müssen sich seiner völlig enthalten.« Gleichwohl hatte Decker im 17. Jahrhundert zwanzig Dekaliter täglich zur Ausschwemmung des Sumpfes der Bauchspeicheldrüse verordnet.

Diese gegenteilige Verordnung ließ Morin in ihrer Achtung sinken, und das umso mehr, als er alle Arten von Kopfbedeckungen, Hüten, Kappen und Mützen, verdammt, eine Vorschrift, die Pécuchet empörte.

Daraufhin kauften sie sich den Traktat von Becquerel, aus dem sie ersahen, dass Schweinefleisch an sich »ein gutes Nahrungsmittel« sei, der Tabak vollkommen unschädlich und der Kaffe »fürs Militär unerlässlich«.

Bis dahin waren sie davon überzeugt gewesen, dass feuchte Räume ungesund seien. Ganz und gar nicht! Casper hält sie für weniger gesundheitsschädlich als andere. Man badet beispielsweise nicht im Meer, ohne dass die gesamte Haut erfrischt wird; Bégin empfiehlt sogar, sich ganz schweißnass hinein zu stürzen. Der reine Wein nach der Suppe gilt als ausgesprochen magenfreundlich; allerdings glaubt Lévy, er fördere die Zahnsteinbildung. Und zu guter Letzt das Flanellunterhemd, dieser sichere Schutz und Schirm, dieser Hort der Gesundheit, dieses von Bouvard gehegte und mit Pécuchet beinahe symbiotisch verwachsene Palladium – von diesem Flanellunterhemd raten manche Autoren, ohne Umschweife und ohne jede Öffentlichkeitsscheu, allen Sanguinikern und Männern mit Bluthochdruck kurz und bündig ab.

Was aber ist die Hygiene dann?

»Wahrheit diesseits der Pyrenäen, Irrtum jenseits«, behauptet Monsieur Lévy, und Becquerel fügt hinzu, sie sei eigentlich gar keine Wissenschaft.

Also bestellten sie sich Austern zum Diner, eine Ente, Schweinebraten mit Kohl, Sahnetorte, einen üppigen Pont-L'Évêque-Käse und eine Flasche Burgunder. Das war eine Befreiung, nahezu eine Art Rache, und sie spotteten jenes Cornaro! Man musste ja schwachsinnig sein, sich so gängeln zu lassen wie er! Welche Armseligkeit, immer nur an die Verlän-

gerung des eigenen Lebens zu denken! Schön ist das Leben nur, wenn man es genießt. – »Noch ein Stück?« – »Aber gern!« – »Ich auch!« – »Auf deine Gesundheit!« – »Auf deine nicht minder!« – »Und alles Übrige soll uns gestohlen bleiben!«

Sie verfielen in schwärmerische Begeisterung.

Bouvard verkündete, er werde drei Tassen Kaffee trinken, obwohl er kein »Militär« sei. Pécuchet, die Kappe bis auf die Ohren herunter gezogen, nahm Prise um Prise und nieste beherzt drauflos; und als sie das Bedürfnis verspürten, das Ganze mit etwas Champagner zu feiern, befahlen sie Germaine, auf der Stelle eine Flasche aus dem Gasthof herbeizuschaffen. Der Weg ins Dorf sei zu weit. Sie weigerte sich. Pécuchet war entrüstet.

»Ich fordere Sie auf, hören Sie? Ich fordere Sie auf, sofort hinzulaufen.«

Sie gehorchte, aber grummelnd und fest entschlossen, solche Herren baldigst zu verlassen; derart schrullige und unbegreifliche Leute!

Dann tranken sie wie früher den Kaffee in der Laube.

Die Ernte war gerade eingebracht – und auf den Feldern zeichneten sich die schwarzen Silhouetten der Getreidediemen vor dem Hintergrund der bläulichen und milden Nacht ab. Die Pachthöfe lagen friedlich da. Nicht einmal Grillen waren zu hören. Das ganze Land atmete in sanftem Schlaf. Sie verdauten ungestört, die leise Brise einatmend, die ihnen die Wangen fächelte.

Der sehr klare und weite Himmel war mit Sternen übersät, die in Haufen, in Ketten oder einzeln und in weiten Abständen erglänzten. Über ihren Köpfen verzweigte sich ein Bereich glitzernden Staubes, der von Norden nach Süden reichte. Zwischen diesen leuchtenden Schwärmen taten sich weite Leerräume auf – und das Firmament schien einem azurblauen Meer mit Archipelen und Inselchen zu ähneln.

»Was für eine Unzahl von Sternen!«, rief Bouvard.

»Und wir sehen noch nicht einmal alles!«, erwiderte Pécuchet. »Das da hinter der Milchstraße – das sind Sternennebel; und jenseits der Sternennebel gibt es noch weitere Sterne: der

nächste ist dreihundert Milliarden Meilen entfernt.« Er hatte häufig durch das Teleskop auf der Place Vendôme geschaut und erinnerte sich der Zahlen. – »Die Sonne ist eine Million Mal größer als die Erde, der Sirius ist zwölf Mal so groß wie die Sonne, es gibt Kometen mit einem Feuerschweif von vierunddreißig Millionen Meilen Länge!«

»Ganz irre kann man davon ja werden!«, sagte Bouvard. Er beklagte die eigene Unwissenheit und bedauerte, in seiner Jugend nicht auf die »École polytechnique« gegangen zu sein.

Da fasste ihn Pécuchet bei den Schultern und drehte ihn in Richtung des Großen Bären, zeigte ihm den Polarstern, Kassiopeia, deren Konstellation ein Y bildet, dann die hellfunkelnde Vega aus der Leier und den ganz tief am Horizont stehenden roten Aldebaran.

Mühsam verfolgte Bouvard, den Kopf weit zurückgelehnt, die Dreiecke, Vierecke und Fünfecke, die man sich vorstellen muss, wenn man sich im Himmelsraum halbwegs zurechtfinden will.

Pécuchet fuhr fort:

»Die Lichtgeschwindigkeit beträgt achtzigtausend Meilen in der Sekunde. Ein Lichtstrahl aus der Milchstraße braucht sechs Jahrhunderte, bis er bei uns anlangt. So dass ein Stern, den man von hier aus beobachtet, schon längst erloschen sein kann. Manche sind Wandelsterne, andere leuchten nie wieder; und sie verändern ständig ihre Positionen; alles bewegt sich, alles kommt und geht.«

»Aber die Sonne ist doch unbeweglich!«

»Das hat man früher geglaubt. Heute aber sagen die Wissenschaftler voraus, dass sie dem Sternbild des Herkules entgegenstrebt!«

Das warf alle Begriffe und Vorstellungen Bouvards über den Haufen – und nach einer Minute angestregten Nachdenkens sagte er:

»Die Wissenschaft ist auf den Gegebenheiten aufgebaut, die ein kleiner Ausschnitt des Weltraums ihr liefert. Vielleicht hat sie gar keine Geltung für den unbekanntesten Rest, der sehr viel größer und unerforschlich ist.«

Also sprachen sie, in ihrer Laube stehend, beim milden Licht der Gestirne – und immer wieder wurde ihr Gespräch von langen Pausen unterbrochen.

Schließlich fragten sie sich, ob auch andere Sterne von Menschen bevölkert sein mochten. Warum nicht? Und da die Schöpfung ja in harmonischem Gleichmaß verfährt, müssten die Sirius-Bewohner eigentlich riesengroß, die des Mars von durchschnittlichem Wuchs und die der Venus winzig klein sein. Sofern das Ganze nicht ohnehin überall gleich aussieht. Sicher gibt es da oben Geschäftsleute und Gendarmen; sicher treibt man dort Handel, bekriegt sich und setzt Könige ab! ...

Plötzlich erglänzten ein paar Sternschnuppen, die gleichsam die Parabel einer ungeheuren Rakete am Himmel beschrieben.

»Schau an«, sagte Bouvard, »das sind untergehende Welten.«

Pécuchet antwortete:

»Wenn unsere ähnliche Kapriolen schlüge, blieben die Bürger anderer Sterne wahrscheinlich genauso ungerührt wie wir jetzt. Solche Ideen treiben einem den Dünkel aus.«

»Und was ist der Sinn und Zweck von alledem?«

»Wahrscheinlich gibt es darin gar keinen Zweck.«

»Gleichwohl!«, und Pécuchet wiederholte zwei oder drei Mal dieses »gleichwohl«, ohne aber den Satz fortsetzen zu können. – »Einerlei, ich möchte nur zu gern wissen, wie das Universum entstanden ist.«

»Das müsste ja bei Buffon stehen«, antwortete Bouvard, dem die Augen zuzufallen begannen.

»Ich kann nicht mehr! Ich gehe zu Bett.«

Die *Époques de la Nature* lehrten sie, dass ein die Sonne streifender Komet einen Teil davon herausgebrochen habe, der dann zu unserer Erde geworden sei. Zunächst seien die Polkappen erkaltet. Der ganze Globus sei von Gewässern umspült gewesen, die sich dann in die Hohlräume zurückgezogen hätten; daraufhin hätten sich die Erdteile abgespalten, und die Tiere und der Mensch seien in Erscheinung getreten.

Die Majestät der Schöpfung flößte ihnen ein Staunen ein, das so groß und unendlich war wie diese Schöpfung selbst. Ihr

Horizont erweiterte sich. Sie waren stolz darauf, über derart erhabene Gegenstände reflektieren zu können.

Aber es dauerte nicht lange, bis die Mineralien sie langweilten; – und zur Entspannung griffen sie zu den *Harmonies* von Bernardin de Saint-Pierre.

Harmonien; Harmonien des Pflanzen- und des Erdreiches, Harmonien der Lüfte, Harmonien der Gewässer und der Menschen, die brüderliche und sogar die eheliche Harmonie, das alles kam dort vor – ganz zu schweigen von den Anrufungen der Venus, der Zephyre und der Liebesgötter. Sie gerieten ins Staunen darüber, dass die Fische Flossen haben, die Vögel Flügel, die Blumen- und Fruchtsamen Schalen – ganz erfüllt von dieser Philosophie, die in der Natur tugendhafte Absichten am Werk sieht und sie als eine Art heiligen Vinzenz von Paul begreift, das heißt immerfort damit befasst, Wohltaten auszustreuen!

Dann erstaunten sie ob ihrer Wunder, der Wirbelwinde, der Vulkane, der Urwälder; – und kauften sich Monsieur Deppings Werk über die *Merveilles et beautés de la nature en France*. Der Cantal verfügt über deren drei, der Hérault über fünf, die Bourgogne über zwei – nicht mehr! –, während allein der Dauphiné bis zu fünfzehn Naturwunder aufzubieten hat. Aber schon bald wird nichts mehr davon vorhanden sein! Die Tropfsteinhöhlen verstürzen, die feuerspeienden Berge erlöschen, die natürlichen Gletscher schmelzen ab; – und die alten Bäume, unter denen früher noch Gottesdienste abgehalten wurden, fallen den Äxten der Landvermesser zum Opfer oder sind im Begriff abzusterben.

Daraufhin wandte sich ihre Neugier den Tieren zu.

Erneut schlugen ihren Buffon auf und gerieten ins Schwärmen angesichts der seltsamen Vorlieben mancher Tiere.

Aber keine Lektüre kommt der eigenen Beobachtung gleich; also gingen sie in die Pachthöfe und fragten die Landarbeiter, ob sie je gesehen hätten, wie sich Stiere mit Stuten paarten, oder Schweine, die Kühe bestiegen, oder Rebhuhn-Erpel, die es miteinander trieben.

»Nie im Leben!«

Man fand solche Fragen sogar etwas komisch bei Männern ihres reiferen Alters

Sie dachten nämlich daran, aus der Art schlagende Verbindungen anzuknüpfen, nämlich unbekannte Zwitter zu züchten.

Die am wenigsten schwierige ist die zwischen Ziegenbock und Schaf. Ihr Pächter besaß keinen Ziegenbock, also lieh eine Nachbarin ihren aus, und als die Brunftzeit kam, sperrten sie die beiden Tiere in die Kelter und versteckten sich selbst hinter den Weinfässern, damit das Ereignis ungestört seinen Lauf nehmen konnte.

Zunächst fraß jedes der beiden ungestört sein Häufchen Heu, dann käumten sie in aller Ruhe wieder; das Schaf legte sich nieder; – und blökte pausenlos, während der Bock mit Ziegenbart und hängenden Ohren, steifbeinig auf allen Vieren stehend, die beiden Beobachter mit seinen Lichtern beäugte, die rot im Schatten glommen.

Am Abend des dritten Tages hielten sie es schließlich für geraten, der Natur etwas auf die Sprünge zu helfen; der Bock aber nahm Pécuchet aufs Korn und versetzte ihm einen Hornstoß in den Unterleib. Das verängstigte Schaf dagegen rannte in der Kelter im Kreis herum wie in einer Zirkusmanege. Bouvard lief ihm nach und warf sich darauf, um es festzuhalten, fiel aber, die Hände voll ausgerupfter Wolle, flach auf die Erde.

Sie setzten ihre Versuche mit Hühnern und einem Erpel fort, dann mit Dogge und Muttersau, immer in der Hoffnung, es würden monströse Missgeburten daraus entstehen, weil sie eben nichts von der Artenfrage verstanden.

Das Wort bezeichnet nämlich eine Gruppe von Einzelwesen, deren Nachkommen sich fortpflanzen können. Manche Tiere aber, die als verschiedenen Arten zugehörig klassifiziert werden, können sich fortpflanzen, während andere, die derselben Art angehören, diese Fähigkeit eingebüßt haben.

Sie rechneten damit, genaue und deutliche Vorstellungen von alledem zu gewinnen, wenn sie die Entwicklung der Keime studierten, und Pécuchet schrieb an Dumouchel, er möge ihm ein Mikroskop besorgen.

Und sie legten abwechselnd Haare, Tabak, Fingernagelschnipsel auf die Glasplatte oder ein Fliegenbein; aber manchmal vergaßen sie den unentbehrlichen Tropfen Wasser. Ein andermal fehlte die kleine Lamelle; – und sie schubsten einander oder wackelten so lange an dem Instrument herum, bis sie nur noch einen trüben Nebel wahrnahmen und den Optiker dafür verantwortlich machten. Zu guter Letzt waren sie dann so weit, dass sie an dem ganzen Mikroskop zweifelten. Sind die Entdeckungen, die man ihm zuschreibt, vielleicht gar nicht so positiv?

Dumouchel, der ihnen die Rechnung schickte, bat sie, für ihn nach versteinerten Ammoniten und Seeigeln Ausschau zu halten, Raritäten, denen stets seine Sammlerleidenschaft gegolten habe und die in ihrer Gegend doch häufig vorkämen. Um ihr Interesse an der Geologie zu wecken, schickte er ihnen die *Lettres* von Bertrand und den *Discours sur les Révolutions du Globe* von Cuvier.

Nach der Lektüre dieser beiden Schriften stellten sie sich die Dinge wie folgt vor:

Zu Anbeginn war nichts anderes als eine ungeheure, alles bedeckende Wasserfläche, aus der hier und da mit Flechten und Moosen bewachsene Felsenriffe herausragten: kein Lebewesen, kein Laut; eine stille Welt, reglos und kahl. – Dann wiegten sich hoch aufgeschossene Pflanzen und Farne in einem Nebel, der dem Dunst eines Schwitzbades glich. Eine feuerrote Sonne erhitzte die feuchte Atmosphäre. Später brachen Vulkane aus, glühende Felsbrocken stürzten von den Bergen herab, und der zähflüssige Magma-Strom erstarrte langsam zu Porphyren und Basalten. – Drittes Bild: Aus den flachen Meeren sind Inseln in Form von Korallenriffen aufgetaucht, hier und da von einem kreisförmigen Kranz von Palmen umsäumt. Es gibt Muscheln mit dem Durchmesser von Wagenrädern, drei Meter dicke Schildkröten, Eidechsen von sechzig Fuß Länge; durch das Schilf planschen Amphibien mit Straußenhälsen und Krokodilsrachen; geflügelte Schlangen erheben sich in die Lüfte. – Zu guter Letzt traten auf den großen Erdteilen auch gewaltige Säugetiere in Erscheinung, mit unförmigen Gliedmaßen wie

schlecht behauene Holzkloben und Lederhäuten wie Bronzeplatten oder auch mit zottigen Fellen, dicken Lippenwülsten, mit dichten Mähnen und gekrümmten Stoßzähnen. Auf den weiten Prärien, die seither zum Atlantischen Ozean geworden sind, grasten große Mammutherden; das Paläotherium, halb Pferd, halb Tapir, durchwühlte mit seinem Rüssel die Ameisenhügel des Montmartre, und der *cervus giganteus* erbebt unter den Kastanien beim Gebrüll des Höhlenbären, das auch den Hund von Beaugency in seinem Bau aufklaffen ließ, der doch dreimal so groß war wie ein Wolf.

Alle diese Epochen waren durch Kataklysmen voneinander geschieden worden, deren letzter unsere Sintflut ist. Das Ganze war gleichsam ein Feenmärchen in mehreren Akten mit dem Menschen als Schlussapotheose.

Mit großer Verblüffung nahmen sie zur Kenntnis, dass auf Steinen die Abdrücke von Libellen und Vogelkrallen zu finden sind; – und nachdem sie eines der Handbücher von Roret durchgeblättert hatten, suchten sie nach Fossilien.

Eines Nachmittags, als sie mitten auf der Landstraße nach Feuersteinen stöberten, kam Hochwürden Herr Pfarrer vorbei und wandte sich ihnen mit einschmeichelnder Stimme zu:

»Ah! Die Herren beschäftigen sich mit Geologie? Sehr gut!«

Er schätze diese Wissenschaft nämlich. Sie bestätige die Autorität der Heiligen Schriften, weil sie die Sintflut und ihre Spuren beweise.

Bouvard sprach von Koprolithen, das heißt: versteinerten Exkrementen von Tieren.

Der Abbé schien davon überrascht; wenn es aber wirklich welche gäbe, sei das nur ein Grund mehr, den Ratschluss der Vorsehung zu bewundern.

Pécuchet gab zu, dass ihre Nachforschungen bisher wenig fruchtbar gewesen seien; – aber dennoch müsse die Umgebung von Falaise, wie alle Jura-Erdschichten, von tierischen Überresten nur so wimmeln.

»Ich habe sagen hören«, erwiderte der Abbé Jeufroy, »dass bei Villers früher mal der Kiefer eines Elefanten gefunden wurde.« Einer seiner Freunde, Monsieur Larsonneur, Advokat,

Mitglied der Anwaltskammer von Lisieux und Archäologe, könne ihnen wahrscheinlich mit Auskünften weiterhelfen! Er habe eine Chronik von Port-en-Bessin geschrieben, in der sogar der Fund eines Krokodils verzeichnet sei.

Bouvard und Pécuchet blinzelten einander zu; sie hatten sich bereits ähnliche Hoffnungen gemacht; – und trotz der Hitze blieben sie längere Zeit stehen, um den Geistlichen zu befragen, der sich unter einem baumwollenen blauen Regenschirm vor der Glut schützte. Die Kinnpartie seines Gesichtes war etwas plump ausgefallen, und mit spitzer Nase lächelte er fortwährend oder senkte, die Augen schließend, den Kopf.

Die Glocke der Kirche läutete den Angelus.

»Einen angenehmen Guten Abend, die Herren! Sie entschuldigen mich?«

Sich auf eine Empfehlung von ihm berufend, warteten sie drei Wochen lang auf eine Antwort von Larsonneur. Endlich traf sein Brief ein.

Der Mann aus Villers, der den Mastodon-Kiefer ausgegraben hatte, hieß Louis Bloche; weitere Einzelheiten über ihn waren unbekannt. Was seine Chronik betraf, so füllte sie einen ganzen Band der Schriftenreihe der Akademie von Lisieux, und er wollte sein Exemplar durchaus nicht herleihen, aus Angst, seine vollständige Sammlung auseinander zu reißen. Was den Alligator anlangte: er sei im November 1825 an der Steilküste von Les Hachettes bei Sainte-Honorine gefunden worden, in der Nähe von Port-en-Bessin im Bezirk Bayeux. Folgten die üblichen Höflichkeitsfloskeln.

Die Dunkelheit, die das Mastodon umgab, schürte Pécuchets Begierde nur noch mehr. Am liebsten wäre er auf der Stelle nach Villers gereist.

Bouvard wandte ein, es sei, um sich einen wahrscheinlich ergebnislosen, sicher aber kostspieligen Reiseweg zu ersparen, durchaus angebracht, zuvor Informationen einzuholen – und sie schrieben einen Brief an den Bürgermeister des betreffenden Ortes und fragten an, was wohl aus einem gewissen Louis Bloche geworden sei. Wenn sie richtig gingen in der Annahme, dass er inzwischen verstorben sei, könnten dann seine Ver-

wandten oder Angehörigen sie nicht über seinen kostbaren Fund unterrichten? Und als er ihn gemacht habe: an welcher Stelle der Gemeinde habe dieses Zeugnis der Urzeit wohl gelegen? Bestünden Aussichten auf ähnliche Funde? Und wie hoch sei der Preis für ein Fuhrwerk mit Kutscher pro Tag?

Aber sie mochten sich ruhig noch an den Beigeordneten, ja, sogar an den Ersten Gemeinderat wenden: aus Villers erhielten sie keine Nachricht. Ob die Einwohner ihre Fossilien wohl eifersüchtig hüteten? Wenn sie sie nur nicht an die Engländer verkauften! Die Reise nach Les Hachettes war bald darauf beschlossene Sache.

Bouvard und Pécuchet nahmen die Postkutsche von Falaise nach Caen. Von da brachte sie ein Karren nach Bayeux; – und von Bayeux gingen sie zu Fuß nach Port-en-Bessin.

Man hatte ihnen nicht zu viel versprochen. Die Steilküste von Les Hachettes bot merkwürdige Gemengelage – und den Wegbeschreibungen des Gastwirtes folgend, machten sie sich auf zum Sandstrand.

Die gerade herrschende Ebbe legte den ganzen Kies frei, mit einer Wiese von Tang und Algen bis zur Wassergrenze.

Grasbewachsene kleine Schluchten durchzogen die Steilküste, die sich, aus weicher, brauner, gehärteter Erde zusammengesetzt, in ihren unteren Schichten zu einer Wand aus grauem Stein verdichtet hatte. Kleine Wasserrinnsale strömten unablässig herunter, während in der Ferne das Meer rauschte. Manchmal aber schien sogar dieser leichte Wellenschlag auszusetzen; – und das einzige Geräusch war das leise Plätschern der Quellen.

Sie glitten auf feuchten Grashängen aus oder mussten über Löcher springen. – Bouvard setzte sich in Ufernähe hin und betrachtete die Wogen, an nichts denkend, gebannt, reglos. Pécuchet rüttelte ihn auf und zog ihn in Richtung der Küste, um ihm einen im Fels inkrustierten Ammoniten zu zeigen, der dort eingebettet war wie ein Diamant in seiner Fassung. Sie brachen sich die Fingernägel daran ab und hätten richtiges Werkzeug gebraucht; aber schon sank die Nacht herein. – Am Himmel im Westen zog Purpurgewölk auf, und der ganze Strand lag

im Schatten der Dämmerung. Die Wasserlachen inmitten der nahezu schwarzen Tangwälder breiteten sich immer weiter aus, und die Flut lief auf sie zu. Es war Zeit heimzukehren.

Am nächsten Tag waren sie im Morgengrauen mit Spitzhacke und Pickel auf den Beinen und nahmen ihr Fossil in Angriff, das sie aus der Gesteinsschicht lösten, in die es eingebettet war. Ihr Fund war ein *ammonites nodosus*, der, obwohl an den Enden zerbröckelnd, doch gut und gerne sechzehn Pfund wog, und Pécuchet rief in seiner Begeisterung: »Wir müssen ihn Dumouchel schenken, das ist das mindeste!«

Weiter trafen sie Schwämme, Bohrmuscheln, gewölbte Grypheen im Gestein an, allerdings kein Krokodil! – Und als Ersatz dafür erhofften sie sich wenigstens den Wirbelknochen eines Hippopotamus oder eines Ichthyosaurus, einerlei, jedenfalls irgendein Gebein aus der Zeit der Sintflut, als sie an der Steilküste, etwa in Mannshöhe, Umrisse mit den Ausmaßen eines gewaltigen Fisches erblickten.

Sie beratschlagten über die Mittel und Wege, seiner habhaft zu werden.

Bouvard wollte ihn von oben freilegen, während Pécuchet dem Felsen von unten beizukommen vorschlug, um ihn dann sanft heruntergleiten zu lassen, ohne ihm Schaden zuzufügen.

Als sie gerade bei der Arbeit innehielten und Atem schöpften, sahen sie auf dem flachen Land hoch über ihren Köpfen einen Zöllner in Uniformmantel, der gebieterisch zu ihnen herabwinkte.

»Ach was! Lass uns in Frieden!« Und sie fuhren mit der Arbeit fort: Bouvard auf Zehenspitzen, die Spitzhacke schwingend, und Pécuchet in den Hüften gebeugt, mit dem Pickel schürfend.

Der Zöllner aber tauchte gleich darauf etwas tiefer auf, in einer der engen Schluchten, und gab nur noch heftigere Zeichen; sie scherten sich nicht darum! Ein ovaler Klumpen bauchte sich aus dem abgetragenen Erdreich auf, neigte sich und schien zu kippen.

Miteins stand da eine weitere säbelbewehrte Person.

»Ihre Pässe!«

Es war der diensthabende Feldhüter auf Patrouille; – und im selben Augenblick langte auch der Zöllner bei ihnen an, der den Weg durch eine der kleinen Schluchten eingeschlagen hatte.

»Nehmen Sie sie fest, Vater Morin! Oder die ganze Steilküste kommt herabgestürzt!«

»Wir sind zu wissenschaftlichen Zwecken hier«, antwortete Pécuchet.

Daraufhin kam ein Erdrutsch herunter, der sie alle vier so dicht streifte, dass sie um Haaresbreite tot gewesen wären.

Als die Staubwolke sich gelegt hatte, erkannten sie einen Schiffsmast, der unter dem Stiefel des Zollbeamten zerknirschte.

»Viel Schaden haben wir aber nicht angerichtet!«

»Innerhalb der Grenzen des Genie-Bezirks darf rein gar nichts angerührt werden!«, fuhr sie der Feldhüter an.

»Und wer sind Sie überhaupt, damit ich Sie wenigstens anzeigen kann?«

Pécuchet empörte sich und erhob Einspruch gegen diese Ungerechtigkeit.

»Keine Widerworte! Folgen Sie mir!«

Kaum am Hafen angekommen, wurden sie auf der Stelle von einer ganzen Kinderschar umschwärmt. Bouvard, der krebsrot angelaufen war, versuchte Würde zur Schau zu stellen; Pécuchet, leichenblass, warf wütende Blicke um sich; – und diese beiden Fremden, die Kieselsteine in ihren Schnupftüchern trugen, machten durchaus keine gute Figur. Vorläufig brachte man sie im Gasthof unter, dessen Wirt, auf der Schwelle stehend, den Eingang versperrte. Dann forderte der Maurer seine Werkzeuge zurück. Sie bezahlten ihn: weitere Kosten! – und der Feldhüter ließ sich auch nicht mehr blicken. Warum? Schließlich befreite sie ein Herr mit dem Kreuz der Ehrenlegion; und nachdem sie Namen, Vornamen und Adresse hinterlassen hatten, konnten sie endlich abziehen, mit der Auflage, in Zukunft vorsichtiger zu Werke zu gehen.

Nicht nur ein Pass fehlte ihnen, auch mancherlei anderes, und bevor sie zu weiteren Erkundungen aufbrachen, zogen sie zunächst einmal den *Guide du voyageur géologue* von Boué zu Rate.

Erstens braucht man einen guten Soldatentornister, weiter eine Messkette, eine Feile, ein paar Zangen, einen Kompass und drei Hämmer, das alles an einem Gürtel steckend, der sich unter dem Überrock verbergen lässt und »einen so vor jenem zünftig-originellen Aussehen bewahrt, das man auf Reisen tunlichst vermeiden sollte«. Als Stock wählte Pécuchet frank und frei den berüchtigten Touristenstock, sechs Fuß lang und mit einer scharfen Eisenspitze versehen. Bouvard entschied sich für einen Stockschirm oder mehrarmigen Schirm, dessen Griff man abschrauben kann, wenn man die Schutzseide überspannen will, die sich in einem kleinen Beutel verstauen lässt. Auch festes Schuhwerk mit Gamaschen vergaßen sie nicht und ließen sich, »wegen des Schwitzens, zwei paar Hosenträger« angelegen sein, und obwohl man sich »nicht überall mit Mütze zeigen« konnte, scheuten sie doch die Ausgabe für einen jener »Klappzylinder, die den Namen ihres Erfinders tragen, des Hutmachers Gibus«.

Demselben Werk entnahmen sie bestimmte Verhaltensmaßregeln; man müsse »die Sprache des Landes beherrschen, das man besucht«: sie beherrschten sie. »Ein bescheidenes Auftreten an den Tag legen«: das taten sie ohnehin schon. »Nicht zu viel Geld bei sich tragen«: nichts einfacher als das. Um sich schließlich alle möglichen Unannehmlichkeiten zu ersparen, sei es geraten, sich als »Ingenieure« auszugeben.

»Nun gut! Sind wir also Ingenieure!«

So vorbereitet, begannen sie ihre Exkursionen, waren manchmal eine ganze Woche lang unterwegs und verbrachten ihr Leben an der frischen Luft.

Bald gewahrten sie an den Ufern der Orne in einem Spalt Felswände, deren Platten schräg zwischen Pappeln und Heidekraut verliefen; – bald waren sie verstimmt, wenn sie am Wegesrand nur auf Lehmschichten stießen. Angesichts einer Landschaft bewunderten sie weder die perspektivische Staffellung von Vorder- und Hintergrund noch die Tiefe des Horizonts, noch gar die Farbschattierungen der Grünflächen, sondern was nicht zu sehen war, das Darunter, das Unterirdische – und alle Hügel waren für sie nur weitere Beweise für die

Sintflut. Auf die Sintflut-Begeisterung folgte die für erratische Blöcke. Die großen Findlinge, die vereinzelt auf den Feldern lagen, mussten von verschwundenen Gletschern herkommen, und sie suchten überall nach Moränen und Muschelkalk.

Mehrfach wurden sie wegen ihrer Aufmachung für Hausierer gehalten – und hatten sie dann erwidert, sie seien »Ingenieure«, bekamen sie es mit der Angst: das unrechtmäßige Führen eines solchen Titels konnte ihnen Ärger bescheren.

Gegen Ende ihres Arbeitstages keuchten sie unter der Last ihrer Gesteinsproben, trugen sie aber unverzagt heim. Zu Hause häuften sich die Brocken bereits auf den Gängen, auf der Treppe, im Zimmer, im Saal, in der Küche, und Germaine klagte unentwegt über die Wolken von Staub.

Es war durchaus keine leichte Arbeit, denn sie mussten die Namen der Felsen kennen, bevor sie sie mit den richtigen Etiketten bekleben konnten; die Vielzahl von Farbwerten und Körnungen führte nur zu oft dazu, dass sie Lehm und Mergel verwechselten, Granit und Gneis, Quartz und Kalkstein.

Und dann verwirrte sie die Nomenklatur. Warum sagte man devonisch, kambrisch und jurassisch, als ob es die damit bezeichneten Erdformationen nicht auch anderswo gäbe als in Devonshire, in der Nähe von Cambridge oder im Jura. Unmöglich, sich darin auszukennen! Was beim einen Formation heißt, ist für den anderen eine Stufe, für einen dritten gar nur eine schlichte Schicht. Die Gemenge mischen sich, gehen ineinander über; und Omalius d'Halloy warnt sogar ausdrücklich davor, geologischen Einteilungen Glauben zu schenken.

Diese Erklärung verschaffte ihnen Erleichterung – und als sie die mit Polypengehäusen durchsetzten Kalksteinerden in der Ebene von Caen gesehen hatten, die Glimmerschiefer in Balleroy, den Kaolin in Saint-Blaise, den beinahe überall vorkommenden Oolith und Steinkohle in Cartigny und Quecksilber in La Chapelle-en-Juger bei Saint-Lô gesucht hatten, beschlossen sie eine größere Exkursion durchzuführen, nämlich eine Reise nach Le Havre, um dort den Quarzschiefer und den Ton von Kimmeridge zu untersuchen.

Kaum dem Fährschiff entstiegen, erfragten sie auch schon

den Weg nach den Leuchttürmen; Erdbeben drohten, es sei gefährlich, ihn auf's Geratewohl einzuschlagen.

Ein Wagenvermieter pirschte sich an sie heran und bot ihnen Spazierfahrten in die Umgebung an: nach Ingouville, Octeville, Fécamp, Lillebonne – »und wenn's sein muss, auch nach Rom«.

Seine Preise waren unverschämt hoch, aber der Name Fécamp hatte sie neugierig gemacht; wenn man etwas vom Wege abwich, konnte man auch noch Étretat mitnehmen – und sie bestiegen den Omnibus nach Fécamp, um zunächst das entlegene Ziel anzusteuern.

In der Kutsche machten Bouvard und Pécuchet Konversation mit drei Bauern, zwei biedereren Landfrauen und einem Seminaristen und zögerten nicht, sich als Ingenieure auszugeben.

Der Wagen hielt vor dem Hafenbecken. Sie machten sich auf den Weg zur Steilküste, und fünf Minuten später streiften sie beinahe schon daran vorbei, als sie einem großen Wasserpiel ausweichen mussten, der wie ein Golf weit in die Küste einschneidete.

Daraufhin sahen sie eine Arkade, die sich auf eine tiefe Grotte hin öffnete; sie hallte stark nach, war sehr hell und einer Kirche ähnlich mit Säulenreihen von oben nach unten und einem Teppich von Tang auf den Steinplatten.

Dieses Wunder der Natur setzte sie in Erstaunen, und als sie, Muscheln sammelnd, ihren Weg fortsetzten, verstiegen sie sich zu hohen Betrachtungen über den Ursprung der Welt.

Bouvard neigte dem Neptunismus zu. Pécuchet dagegen war eher Plutoniker.

Die Feuersglut des Erdinneren hatte die Kruste des Globus durchbrochen, die Erdschichten aufgefaltet und Risse und Schründen aufplatzen lassen. Das Ganze war wie ein Binnenmeer mit seinen Strömungen und Gegenströmungen und seinen Stürmen; nur ein dünnes Häutchen trennt uns davon. Man könnte gar nicht mehr ruhig schlafen, wenn man fortgesetzt an das dächte, was da unter unseren Füßen brodelte. – Dennoch nimmt die Feuersglut des Erdinneren ab, und die Sonne wird schwächer, so dass die Erde eines Tages an Auskühlung

zugrunde gehen wird. Sie wird unfruchtbar; alles Holz und alle Kohle werden zu Kohlensäure – und kein Lebewesen wird mehr darauf existieren können.

»Aber so weit sind wir noch nicht!«, sagte Bouvard.

»Hoffentlich nicht!«, erwiderte Pécuchet.

Einerlei, dieses Weltende, wie fern es auch sein mochte, verdüsterte ihre Stimmung – und Seite an Seite schritten sie schweigend über den Strandkies.

Die senkrecht abfallende Steilküste, schneeweiß und hier und da mit schwarzen Silex-Schichten durchsetzt, erstreckte sich bis zum Horizont wie die Windung eines Erdwalles von fünf Meilen Länge. Ein kalter und steifer Ostwind blies. Der Himmel war grau, das Meer grünlich und gleichsam aufgeraut. Von der Oberkante der Felsen stoben Vögel auf, kreisten und kehrten rasch wieder zu ihren Nistplätzen zurück. Manchmal löste sich ein Steinbrocken und prallte von Klippe zu Klippe, bis er zu ihren Füßen aufschlug.

Pécuchet verfolgte mit lauter Stimme seinen Gedankengang weiter:

»Wenn die Erde nur nicht durch irgendeinen Kataklysmus ausgelöscht wird! Über die Länge unserer Periode ist ja nichts bekannt! Es braucht nur die Feuersglut aus dem Innern hervorzubrechen!«

»Aber wird sie denn nicht schwächer?«

»Und doch hat sie das nicht gehindert, etwa die Insel Julia auszuspeien, den Monte Nuovo und vieles andere.«

Bouvard erinnerte sich, derartige Einzelheiten bei Bertrand gelesen zu haben. – »Aber solche Erschütterungen kommen doch nicht in Europa vor!«

»Bitte tausend Mal um Entschuldigung, Lissabon ist mein Zeuge! Und was unsere Landstriche angeht, so sind die Kohle- und Schwefelpyritvorkommen sehr zahlreich und können durch Zersetzung leicht Vulkanschlünde bilden. Vulkane brechen übrigens immer in Meeresnähe aus.«

Bouvard ließ den Blick über die Fluten schweifen und glaubte in der Ferne eine Rauchwolke zu erkennen, die zum Himmel aufstieg.

»Und da die Insel Julia«, begann Pécuchet erneut, »verschwunden ist, werden andere, auf dieselbe Weise entstandene Landstriche möglicherweise dasselbe Schicksal erleiden. Ein Inselchen des Archipels ist genauso wichtig wie die Normandie, ja, wie ganz Europa.«

Bouvard stellte sich vor, wie das ganze Europa versank und in einem Abgrund verschwand.

»Nimm an«, fuhr Pécuchet fort, »dass unter dem Ärmelkanal ein Erdbeben stattfindet. Die Wassermassen fluten in den Atlantik; die Küsten von England und Frankreich, auf ihren Festlandssockeln schwankend, taumeln, wanken und verschmelzen, und platsch! ist es aus mit Lücke und Durchstich!«

Anstatt zu antworten, schlug Bouvard eine dermaßen rasche Gangart an, dass er Pécuchet schon bald hundert Schritte vorauseilte. Und wie er so allein dahintrabte, wurde die Vorstellung einer Sintflut für ihn geradezu lebensbedrohlich. Er hatte seit dem Morgen nichts mehr gegessen: seine Schläfen dröhnten, die Sonne schien ihm plötzlich zu erbeben und die Steilküste zu seinen Häupten sich zu neigen. In diesem Augenblick rollte ein Regen von Kieselsand von oben herab.

Pécuchet sah seinen blindwütig dahinrennenden Gefährten, begriff sein Entsetzen und rief von Weitem:

»Halt! So halt doch! Die Periode ist ja noch gar nicht erfüllt!«

Und um ihn einzuholen, vollführte er, auf seinen Touristenstock gestützt, gewaltige Sprünge, immer lauthals zeternd: »Die Periode ist ja noch gar nicht erfüllt! Die Periode ist ja noch gar nicht erfüllt!«

Bouvard lief weiter und weiter, wie im Rausch. Der vielarmige Regenschirm fiel ihm hin, die Schöße seines Überrocks peitschten ihm flatternd die Fersen, der Tornister schlotterte ihm auf dem Rücken. Und er sah aus wie eine Schildkröte mit Flügeln, die da zwischen den hohen Felsen galoppierte; eine noch höhere Klippe entzog ihn schließlich ganz der Sicht Pécuchets.

Der kam endlich atemlos dahergerannt, sah niemanden mehr und machte kehrt, um wieder auf freies Feld zu gelangen, und

zwar durch eine »Stiege« des Küstenhanges, die Bouvard zweifellos erklimmen haben musste.

Diese Stiege war mit großen Stufen in die Steilküste gehauen, in der Breite für zwei Personen ausgelegt und wie polierter Alabaster glänzend.

Als er eine Höhe von fünfzig Fuß erreicht hatte, wollte Pécuchet schon wieder umkehren; aber die Flut lief auf, also kletterte er weiter.

Als er bei der zweiten Kehre ins Leere blickte, erstarrte er vor Angst. Und in dem Maße, wie er sich der dritten näherte, wurden ihm die Knie weich. Die Luftschichten um ihn vibrierten, und ein Krampf in der Magengrube erschütterte ihn; mit geschlossenen Augen setzte er sich auf den Boden, beinahe bewusstlos vor lauter Beklommenheit und erstickendem Herzklopfen; dann warf er seinen Touristenstock weg und machte sich auf Händen und Füßen wieder an den Aufstieg. Aber die drei Hämmer am Gürtel stießen ihn in den Bauch und beengten ihn; die Steine, mit denen er sich die Taschen vollgestopft hatte, polterten ihm um die Hüften; der Schirm seiner Kappe nahm ihm die Sicht, und der Wind frischte stark auf. Endlich erreichte er das Hochplateau und fand auch Bouvard wieder, der in einiger Entfernung eine weniger steile Stiege erklimmen hatte.

Ein kleiner Karren sammelte sie auf. Étretat wurde gestrichen.

Am folgenden Abend sahen sie, beim Warten auf die Fähre, in Le Havre in der Zeitung einen Feuilleton-Artikel mit dem Titel » De l'enseignement de la géologie «.

Dieser mit Fakten gesättigte Artikel stellte das ganze Problem in der Form dar, wie es damals Gültigkeit hatte.

Nie hatte es einen vollständigen Kataklysmus, eine Überschwemmung der gesamten Erdrinde gegeben; aber ein und dieselbe Art hat nicht immer dieselbe Lebensdauer und erlischt in einer bestimmten Gegend schneller als in einer anderen. Erdschichten des gleichen Alters enthalten unterschiedliche Fossilien, so wie sehr weit voneinander entfernte Fundstätten ganz ähnliche bergen können. Die Farnkräuter von früher sind

identisch mit den heutigen. Viele zeitgenössische Zoophyten finden sich auch in den ältesten Schichten der Erde. Kurz, die gegenwärtigen Modifikationen erklären die früheren Umwälzungen. Dieselben Ursachen wirken heute wie ehemals, die Natur macht keine Sprünge, und die so genannten Perioden sind, laut Brongniart, letztlich nur Abstraktionen.

Cuvier, bis dahin einer ihrer Säulenheiligen, hatte im Glanze seiner Ruhmesaureole auf dem Gipfel einer unbezweifelbaren Wissenschaft gestanden. Jetzt waren deren Fundamente unterhöhlt. Die Schöpfung hatte andere Wege eingeschlagen, und ihre Achtung dieses großen Mannes minderte sich

Durch Biographien und kurze Leitfäden brachten sie schließlich manches von den Lehren Lamarcks und Geoffroy Saint-Hilaires in Erfahrung.

Das alles widersprach den überkommenen Vorstellungen und der Autorität der Kirche.

Bouvard verspürte etwas wie Erleichterung beim Abschütteln eines aufgezwungenen Joches.

»Jetzt möchte ich mal hören, was mir der Bürger Juefroy über die Sintflut zu sagen hat!«

Sie fanden ihn in seinem kleinen Garten, wo er die Mitglieder des Kirchenrates erwartete, der sich in Kürze zusammenfinden sollte, um über die Anschaffung eines neuen Messgewandes zu beraten.

»Die Herren wünschen ...?«

»Etwas Aufklärung, bitte.«

Und Bouvard hob an:

»Was bedeuten in der *Genesis* ›die Brunnen der Tiefe, die aufbrechen‹, und die ›Schleusen des Himmels‹? Denn eine Tiefe kann nicht aufbrechen, und der Himmel hat keine Schleusen!«

Der Abbé schloss die Augen und entgegnete, man müsse eben stets zwischen Sinn und Buchstabe unterscheiden. Dinge, die einen anfangs befremdeten, würden bei tieferem Eindringen glaubwürdiger.

»Sehr gut! Aber wie dann den Regen erklären, der die höchsten Berge überspülte, Berge, die zwei Meilen hoch waren! Denken Sie bloß! Zwei Meilen! Eine Fluthöhe von zwei Meilen!«

Und der Bürgermeister, der sich hinzu gesellte, murmelte: »Sapperment, was für ein Fußbad!«

»Geben Sie zu«, sagte Bouvard, »dass Moses teuflisch übertreibt.«

Der Geistliche hatte Bonald gelesen und erwiderte: »Ich kenne seine Motive nicht. Zweifellos deshalb, weil er den Völkerschaften, die er führte, einen heilsamen Schrecken einjagen wollte!«

»Und diese ganzen Wassermassen, woher kamen die eigentlich?«

»Was weiß ich? Die Luft hatte sich in Regen verwandelt, wie das ja Tag für Tag vorkommt.«

Durch die Gartenpforte sah man Monsieur Girbal, den Leiter des Gemeindesteueramtes, zusammen mit Polizeihauptmann und Grundbesitzer Heurtaux eintreten; und der Gastwirt Beljambe reichte dem Krämer Langlois den Arm, der aufgrund seines Katarrhs etwas mühsam daher keuchte.

Pécuchet nahm, ohne sich um sie zu kümmern, erneut das Wort:

»Verzeihung, Herr Jeufroy. Das Gewicht der Atmosphäre – (die Wissenschaft beweist es uns) – käme dem einer Wassermenge gleich, die den Erdball in einer Dichte von zehn Metern umschließt. Selbst wenn also die gesamte kondensierte Luft in flüssigem Zustand herabstürzte, würde sie die Masse der bereits vorhandenen Gewässer doch nur geringfügig vermehren.«

Und die Kirchenältesten rissen beim Zuhören die Augen weit auf.

Der Geistliche wurde ungeduldig.

»Wollen Sie etwa leugnen, dass man Muscheln auf den Bergen gefunden hat? Wer hat sie dort abgelagert, wenn nicht die Sintflut? Sie sprießen, soweit ich weiß, gewöhnlich nicht aus der Erde, wie Möhren!« Und da diese Bemerkung die kleine Versammlung zum Lachen brachte, fügte er mit zusammengekniffenen Lippen hinzu: »Es sei denn, das ist eine neue Entdeckung der Wissenschaft!«

Bouvard wollte mit der Auffaltung der Gebirge und Theorie von Élie de Beaumont antworten.

»Kenne ich nicht«, antwortete der Abbé.

Foureau beeilte sich zu sagen: »Er kommt aus Caen. Ich habe ihn einmal dort in der Präfektur gesehen!«

»Aber wenn Ihre Sintflut«, versetzte Bouvard rasch, »Muscheln abgelagert hätte, fände man ihre geborstenen Schalen doch an der Oberfläche und nicht irgendwo in einer Tiefe von dreihundert Metern.«

Der Priester berief sich auf die Glaubwürdigkeit der Heiligen Schrift, auf die Überlieferung des Menschengeschlechts und die im sibirischen Eis gefundenen Tiere.

Das beweise aber doch nicht, dass der Mensch zur gleichen Zeit wie sie gelebt habe! Die Erde, so Pécuchet, sei erheblich viel älter. – »Das Mississippi-Delta ist Zehntausende von Jahren alt. Die gegenwärtige Epoche währt bereits hunderttausend Jahre, wenigstens. Die Königslisten von Manetho ...«

Der Graf von Faverges gesellte sich dazu.

Bei seinem Eintritt schwiegen plötzlich alle still.

»Aber fahren Sie doch fort, ich bitte Sie! Wovon war die Rede?«

»Diese Herren haderten mit mir«, antwortete der Abbé.

»Worüber?«

»Über die Heilige Schrift, Herr Graf!«

Daraufhin machte Bouvard geltend, sie als Geologen hätten doch sicherlich das Recht, die Religion zu erörtern.

»Vorsicht!«, sagte der Graf. »Sie kennen das Sprichwort, werter Herr: Etwas Wissenschaft entfernt einen von der Religion, viel Wissenschaft führt zu ihr zurück.« Und in zugleich hochfahrendem und väterlichem Tonfall: »Glauben Sie mir! *Sie* werden zu ihr zurückkehren! *Sie* werden zurückkehren!«

»Vielleicht! Aber was ist von einem Buch zu halten, in dem behauptet wird, das Licht sei *vor* der Sonne erschaffen worden – als ob die Sonne nicht die alleinige Ursache des Lichtes wäre!«

»Sie vergessen das so genannte boreale, das Nordlicht«, sagte der Geistliche.

Ohne auf diesen Einwand einzugehen, leugnete Bouvard strikt, dass es einerseits Licht und andererseits Finsternis,

dass es Morgen und Abend haben können, als noch gar keine Sterne dagewesen seien, und erklärte, dass die Tiere nicht plötzlich aufgetreten seien, weil sie sich nämlich auf dem Wege langsamer Evolution »kristallisiert« hätten.

Da die Gartenwege zu schmal waren, tapste man, eifrig gestikulierend, auf die Beete. Langlois überkam ein heftiger Hustenanfall. Der Hauptmann rief: »Sie sind ja Umstürzler! Revolutionäre sind Sie!« Und Girbal: »Friede! Friede!« Und der Priester: »Was für ein Materialismus!« Und Foureau: »Befassen wir uns lieber mit unserem Messgewand!«

»Nein! Lassen Sie mich reden!« Und Bouvard, der in Hitze geriet, verstieg sich zu der Behauptung, der Mensch stamme vom Affen ab!

Alle Kirchenältesten schauten sich zutiefst verblüfft an, gleichsam um sich selbst davon zu überzeugen, dass sie keine Affen seien.

Bouvard nahm den Faden wieder auf: »Wenn man die Föten einer Frau, einer Hündin, eines Vogels, eines Frosches miteinander vergleicht ...«

»Genug!«

»Aber ich, ich gehe sogar noch weiter!«; schrie Pécuchet. »Der Mensch stammt von den Fischen ab!« Gelächter ertönte. Und Pécuchet, ganz unbeirrt: »Der *Telliamed*, ein arabisches Buch ...«

»Meine Herren, zur Sitzung!«

Und man ging in die Sakristei hinüber.

Die beiden Freunde hatten den Abbé nicht so leicht aufs Kreuz legen können, wie sie sich das vorgestellt hatten; deshalb sah Pécuchet bei ihm auch den »Stempel des Jesuitentums« ausgeprägt.

Dennoch beunruhigte sie sein Nordlicht; und sie versuchten sich im Handbuch von d'Orbigny Klarheit zu verschaffen.

Das ist eine Hypothese zur Erklärung des Faktums, dass die vegetabilischen Fossilien der Baffin-Bai den äquatorialen Pflanzen ähneln. Anstelle der Sonne hält man als Ursache einen heute verschwundenen großen Lichtherd für möglich, von dem die Nordlichter wahrscheinlich nur noch Spuren sind.

Dann überkamen sie Zweifel hinsichtlich der Abstammung des Menschen; – und in ihrer Verlegenheit verfielen sie darauf, sich an Vaucorbeil zu wenden.

Seine Drohungen waren folgenlos geblieben. Wie früher kam er morgens an ihrem Gartenzaun vorbei, wobei er alle Staketen nacheinander mit seinem Stock abklapperte.

Bouvard lauerte ihm auf – und als er ihn abgepasst hatte, bedeutete er ihm, er wolle ihm eine merkwürdige anthropologische Frage zur Klärung vorlegen.

»Glauben Sie, dass das Menschengeschlecht von den Fischen abstammt?«

»Quatsch!«

»Eher von den Affen, nicht wahr?«

»In direkter Linie? Ausgeschlossen!«

Wem sollte man da noch glauben? Denn der Doktor war ja schließlich kein Katholik!

Und sie setzten ihre Studien fort, aber ohne rechte Leidenschaft, weil sie des Eozäns und des Miozäns einfach müde waren, müde des Monte Jorullo, der Insel Julia, der sibirischen Mammuths und der Fossilien, die bei allen Autoren unweigerlich mit »Gedenkmünzen« verglichen wurden, die »authentische Überreste« seien; so dass Bouvard eines Tages seinen Tornister in die Ecke warf und erklärte, für ihn sei jetzt Schluss.

Die Geologie sei doch allzu sehr mit Fehlern behaftet! Kaum dass wir ein paar Landstriche Europas kennen. Was das Übrige betrifft, so wird es, wie der Grund der Ozeane, für immer unerforscht bleiben.

Und Pécuchet bekam, als er das Wort Mineralreich aussprach, zur Antwort:

»Ich glaube nicht daran, an dieses Mineralreich! Weil nämlich an der Bildung von Silex, von Kreide, ja, vielleicht sogar von Gold auch organische Materialien mitgewirkt haben! Ist der Diamant nicht Kohlenstoff gewesen? Und die Steinkohle nicht ein Gemengsel von Pflanzenstoffen? – Wenn man sie auf so und so viel Grad erhitzt, erhält man Sägemehl, und das heißt, dass alles kommt und geht; alles zerfällt, alles wandelt sich. Die

Schöpfung besteht aus veränderlicher und flüchtiger Materie; beschäftigen wir uns besser mit anderen Dingen!«

Und er legte sich auf den Rücken und begann einzudösen, während Pécuchet, mit gesenktem Kopf und um das Knie gefalteten Händen, sich seinen Gedanken überließ.

Ein Streifen Moos säumte einen Hohlweg, von zarten Ebereschen überschattet, deren schlanke Wipfel leicht erzitterten; Angelika, Minze, Lavendel verströmten ihren warmen, würzigen Duft; die Luft war lau; und in einer Art dumpfer Benommenheit gedachte Pécuchet der unzähligen Existenzen in seinem Umkreis, der summenden Insekten, der unter der Grasnarbe verborgenen Quellen, des Saftes der Pflanzen, der Vögel in ihren Nestern, des Windes, der Wolken, der ganzen Natur, ohne den geringsten Versuch, ihre Geheimnisse zu ergründen, verführt von ihrer sanften Macht, verloren in ihrer Größe.

»Ich habe Durst!«; sagte Bouvard, aus seinem Schlaf erwachend.

»Ich auch! Ich hätte nur zu gern irgendwas zu trinken!«

»Das lässt sich machen«, erwiderte ein Mann, der in Hemdsärmeln und mit einem Brett über der Schulter vorbeiging.

Und sie erkannten in ihm jenen Landstreicher wieder, dem Bouvard einstens ein Glas Wein gereicht hatte. Er schien um zehn Jahre verjüngt zu sein, trug die Haare zu Schmachlocken gescheitelt, den Schnurrbart glatt gezwirbelt, und federte mit pariserischer Eleganz in den Hüften.

Nach etwa hundert Schritten öffnete er das Tor eines Hofes, lehnte sein Brett an eine Mauer und hieß sie in eine hohe Küche eintreten.

»Mélie! Bist du da, Mélie?«

Ein junges Mädchen erschien und ging auf sein Geheiß hin rasch »etwas Trinkbares zapfen«, kam wieder zum Tisch zurück und bediente die Herren.

Ihre glattgescheitelten, kornfarbenen Haare ragten aus einem grauleinenen Kopftuch hervor. Ihr ganzes schmucklos-kärgliches Gewand lag straff und faltenlos dem schlanken Körper an; – und mit ihrer geraden kleinen Nase und den blauen

Augen hatte sie etwas Zartes, einen Anflug von Ländlichkeit und Unbefangenheit.

»Nettes Ding, hmm?«, sagte der Tischler, während sie Gläser herbeitrug. »Man könnte schwören: ein herrschaftliches Fräulein, als Bäuerin verkleidet! Und wie sie bei der Arbeit zupackt! – Geh, mein Herzchen! Wenn ich einmal reich bin, werde ich dich heiraten!«

»Immer sagen Sie solche dummen Sachen, Herr Gorju«, antwortete sie mit sanfter Stimme und in schleppendem Tonfall.

Ein Stallknecht holte Hafer aus einer alten Truhe und ließ den Deckel dann so heftig zuklappen, dass ein Holzspan absplitterte.

Gorju ereiferte sich wegen der Tollpatschigkeit aller dieser »Bauerntölpel« und versuchte, vor dem Möbelstück auf den Knien liegend, das abgebrochene Holzteil wieder an der richtigen Stelle anzusetzen. Pécuchet, der ihm dabei helfen wollte, erkannte unter der dicken Staubschicht erhabene Schnitzereien und mehre Gestalten.

Es handelte sich um eine Renaissance-Truhe mit einem Spiralriesen unten und Weinreben an den Kanten; Säulenappliken gliederten die Vorderfront in fünf Teilflächen. In der Mitte sah man Venus Anadyomene in ihrer Muschel stehend, weiter Herkules und Omphale, Samson und Dalila, Circe mit ihren Schweinen und die Töchter Loths, wie sie ihren Vater betrunken machen; all das war heruntergekommen und von Holzwürmern zerfressen, das rechte Seitenpaneel fehlte sogar ganz. Gorju brachte eine Kerze, um Pécuchet das linke besser zeigen zu können, auf dem, unter dem Baum des Paradieses, Adam und Eva in durchaus unzüchtiger Stellung abgebildet waren.

Auch Bouvard bewunderte die Truhe.

»Wenn Sie so darauf erpicht sind, können Sie sie ja zu einem angemessenen Preis kaufen.«

Sie zögerten angesichts der erforderlichen Restaurierung.

Gorju sagte, die könne er selbst ausführen; er sei ja von Beruf Kunstschreiner. »Nur zu! Kommen Sie!« Und er schob Pécuchet in den Obsthof, wo Madame Castillon, seine Geliebte, gerade Wäsche aufhängte.

Mélie holte, nachdem sie sich die Hände gewaschen hatte,

ihre Klöppelarbeit vom Fensterbrett, setzte sich ins helle Licht und begann zu arbeiten.

Im Türrahmen zeichnete sich ihre Silhouette ab. Die Klöppel wanderten mit dem Klappern von Kastagnetten zwischen ihren flinken Fingern hin und her. Ihre Haltung blieb vorübergebeugt.

Bouvard fragte sie über ihre Eltern und Angehörigen aus, über ihre Heimat und den Lohn, den man ihr zahlte.

Sie stamme aus Ouistreham, habe keine Familie mehr und verdiene eine Pistole im Monat; – schließlich gefiel sie ihm so gut, dass er auf den Gedanken verfiel, sie in Dienst zu nehmen, als Hilfe für die alte Germaine.

Pécuchet tauchte in Begleitung der Pächterin wieder auf, und während sie weiter über ihr Truhengeschäft beratschlagten, fragte Bouvard Gorju ganz leise, ob seine kleine Magd wohl bereit wäre, als Bedienstete zu ihm zu kommen.

»Sapperment! Nur zu!«

»Immerhin«, sagte Bouvard, »muss ich auch noch die Zustimmung meines Freundes einholen.«

»Na gut! Ich werd's schon richten: aber sprechen Sie nicht darüber, wegen der Pächterin!«

Und damit war der Handel abgemacht, zum Preis von fünf- unddreißig Francs. Über die Instandsetzung der Truhe würde man sich schon einigen.

Kaum wieder im Hof, äußerte sich Bouvard über seine Absichten in Bezug auf Mélie.

Pécuchet hielt im Gehen inne, um besser nachdenken zu können, öffnete seine Tabaksdose, nahm eine Prise und sagte, nachdem er sich geschnäuzt hatte:

»Gute Idee, wirklich! Meine Güte, ja! Warum nicht? Schließlich bist du ja der Hausherr!«

Zehn Minuten später tauchte Gorju auf dem Erdwall eines Grabens auf und rief zu ihnen herüber:

»Wann soll ich denn das Möbel bringen?«

»Gleich morgen!«

»Und in der anderen Sache, haben Sie sich da entschieden?«

»Abgemacht!«, antwortete Pécuchet.